

HERDER-KORRESPONDENZ

Erstes Heft - 8. Jahrgang - Oktober 1953

Die erste Gnade ist der Glaube, die letzte die Liebe; erst kommt der Eifer, dann die Milde; erst die Demut, dann erst der Friede; erst kommt das Streben, dann die Ergebenheit. Wir müssen lernen, alle Gnaden in uns reifen zu lassen, in Furcht, in Wachsamkeit und Reue, weil Christus kommt; in Freude, Dankbarkeit und Vertrauen, weil Christus schon gekommen ist.

John Henry Newman

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Der Gegenwartsauftrag der christlichen Kunst Die diesjährigen Salzburger Hochschulwochen, die vom 2. bis 15. August stattfanden, waren dem Thema „Der Gegenwartsauftrag der christlich-abendländischen Kunst“ gewidmet. Die Veranstalter waren der Katholische Universitätsverein, die Theologische Fakultät Salzburg, der Katholische Deutsche Akademikerverband und die Görresgesellschaft. Die über 400 Teilnehmer repräsentierten ganz Westeuropa, die beiden Amerika und Japan. Besonders groß war der deutsche Anteil mit zwei Drittel aller Teilnehmer. Das Land Nordrhein-Westfalen allein hatte 150 Studenten die Fahrt nach Salzburg ermöglicht. Wie in früheren Jahren waren die Hauptvorlesungen mit je einer Stunde täglich am Vormittag angesetzt und die Nachmittage den Einzelvorträgen vorbehalten.

Wandlung des Kunstwerkes im Raum des Christentums

Die Hauptvorlesungen der ersten Wochen wurden von Dozent Dr. Peter Metz, Erlangen, über „Idee und Erscheinungsform des Kunstwerkes“ und Professor Dr. Alfred Schmid, Freiburg (Schweiz), über „Die künstlerische Entwicklung seit dem französischen Impressionismus“ gehalten. Dozent Metz stellte die Frage, wie der Mensch jeweils seine Stellung in der Welt und zu den außermenschlichen Mächten erlebte. Es kam ihm darauf an, vom Standort der Heilsgeschichte an das Wesen des Kunstwerkes heranzugehen. Nachdem in der griechischen Kunst, so führte er aus, der Mensch sich selbst als die Einheit des Sichtbaren und das Maß aller Dinge erlebt und zum Ausdruck gebracht hatte — und in diesem Sinn den Tempel nicht einfach als den Raum des Übermenschlichen, „Numinosen“, sondern des menschlich waltenden göttlichen Logos gestaltet hatte —, war für den christlichen Menschen die eigentliche Wirklichkeit nicht mehr die Erde und das sinnlich Erfahrbare. Damit war auch das Kunstwerk zunächst eine Wirklichkeit geringeren Ranges geworden. Auf der anderen Seite aber hatte der Mensch nun teil am Bilde Gottes und erkannte die gesamte Schöpfung als Spur des absoluten, transzendenten Gottes, wo-

durch das Kunstwerk wieder eine Wertsteigerung erfuhr. Das Bild wird gleichsam Mittler zwischen Gott und Mensch, wird Ausdruck des Einvernehmens zwischen ihnen, ein Zeichen und Unterpfand der Wirklichkeit des Schöpfers. — Noch im 14. und 15. Jahrhundert bleibt trotz des zunehmenden Individualismus der Grundcharakter des abendländischen Kunstwerkes bestimmt durch die Blickrichtung des Menschen zu seinem Urbild.

Die Kirche hat ein Recht zu Weisungen

In den Nachmittagsvorträgen sprach am ersten Tag Prälat Dr. Robert Grosche, Köln, über „Kirchliche Autorität und schöpferische Freiheit“. Prälat Grosche erklärte, daß die Freiheit des Künstlers keine absolute Freiheit ist, sondern die Welt und die Natur voraussetzt. Das Schaffen des Künstlers ist Produktion, insofern der Künstler etwas ins Dasein ruft, das vorher nicht da war, andererseits aber Reproduktion, doch nicht als Wiederholung des Werkes der Natur, sondern des schöpferischen Aktes Gottes. Prälat Grosche befaßte sich ausführlich mit der Instructio des Heiligen Offiziums vom 30. Juli 1952 (vgl. Herder-Korrespondenz 6. Jhg., S. 580 f.). Die Kirche habe mit dieser Instructio gezeigt, daß sie die Kunst und den Künstler ernst nimmt. Die Kirche, die den Künstler ruft, das Haus Gottes zu bauen, habe das Recht, darüber zu wachen, daß die Würde des Gotteshauses gewahrt bleibt und die Erbauung der Gläubigen nicht beeinträchtigt wird. Die Instructio habe sich auch deutlich gegen den Kitsch gewendet („Die Ordinarien sollen strengstens untersagen, daß eine große Anzahl von Statuen und Gemälden minderwertiger Art gewöhnlich serienmäßiger Erzeugung . . . aufgestellt wird“). Die Kirche erklärt keine Stilform als die allein christliche. Die Tradition, von der die Instructio mehrmals spricht, bestehe nicht in bestimmten Formen, sondern in dem, was in den Herzen der Gläubigen wohnt. Die Warnung vor dem „Ungewohnten“ sei die Warnung vor dem Ärgernis. Die Kirche ist aber nicht in erster Linie Gesetzgeberin, sondern vielmehr bemüht, Sinn und Geist der Künstler zu durchleuchten, damit diese imstande seien, aus der Religion schöpfend, den Notwendigkeiten des Kultes zu entsprechen. Wichtig sei vor allem, die Kunst wieder an die Liturgie heranzuführen.

Das Positive der modernen Kunst

Die moderne Kunst im besonderen war Gegenstand eines Vortrages von Professor P. Dr. Ildefons *Betschart* OSB, Salzburg. Er wies auf die in der modernen Psychologie und in der modernen Kunst herrschende Unsicherheit hin, die keine allgemeinen und radikalen Aussagen erlaube. Von seiten der Psychologie könne nie genug gewarnt werden vor der Gefahr der Gewohnheit, der eingeschliffenen Gleise im Geistigen und Künstlerischen, und vor einer Geschlossenheit des Weltbildes, die in Wirklichkeit nur eine armselige Verschllossenheit ist. Diese Warnung vor der Gewohnheit bedeute natürlich nicht die Befürwortung der Bindungslosigkeit. Die Freiheit des Künstlerischen könne objektiv entarten, d. h. aus Art und Wesenheit fallen. Man werde aber sehr vorsichtig sein müssen, wer das Verdikt der Entartung verhängt und mit welcher Berechtigung davon gesprochen wird. Professor *Betschart* sieht als das positivste Merkmal der modernen Kunst die starke Hinordnung auf das Wesentliche und auf die Innerlichkeit des Menschen. Die moderne Kunst brachte eine kühne Steigerung der Ausdrucksmittel und eine größere Dichte. Der moderne Künstler habe das magische Zeichen — freilich nicht oder noch nicht das mit dem christlichen Glauben verbundene Zeichen — wieder entdeckt. Im Vergleich mit der leichten und freudigen Barockzeit habe die moderne Kunst eine toderne Grundhaltung. Sie ruft den Künstler und die Kunstfreunde zu ernster Selbstprüfung auf.

Qualität unabhängig von allem Gegenständlichen

Von den weiteren Nachmittagsvorträgen ist der von Abt Dr. Hugo *Lang* OSB, München, hervorzuheben („Das Problem der Qualität in der Kunst“), da hier ein Theologe, von allen weltanschaulichen Bezügen diesmal absehend, das eigentlich Künstlerische herauszuarbeiten suchte. Er führte aus, daß die Qualität eines Kunstwerkes, die das eigentlich Künstlerische ist, unabhängig vom Gegenstand, von der Bildaussage und der Weltanschauung des Künstlers ist. Die Qualität habe nichts zu tun mit der Wirkung des Kunstwerkes als Bildungsgut und am allerwenigsten mit gefühlbetonten Erinnerungen und Wunschvorstellungen. Wir antworten auf die Qualität mit einem eigenen Qualitätsgefühl. Die Qualität wird intuitiv erfaßt. Der Ratio bleibt sie ein Geheimnis. Nicht Wissen, nicht Denken machen das Kunstwerk verständlich, sondern nur der Blick der reinen Liebe zu dem Werk.

Feste Kriterien

Am Sonntag zwischen den beiden Arbeitswochen fanden wie in den vergangenen Jahren der Festgottesdienst (mit einer großartigen Aufführung der E-moll-Messe von Anton Bruckner) und der Festakt statt. Im Namen des Direktoriums der Hochschulwochen dankte Professor P. Dr. Thomas Michels allen, die am Zustandekommen der Hochschulwochen mitgewirkt haben, insbesondere den Regierungsstellen in Wien und Bonn, und verlas ein Telegramm des Heiligen Vaters, das den Apostolischen Segen übermittelte. Dann hielt Professor Dr. Hans *Sedlmayr*, München, den Festvortrag über das Thema „Unterscheidung der Geister in der Kunst“. Im 19. Jahrhundert, so führte er aus, sei eine Welt heraufgekommen, die erstmalig in der Geschichte eine Welt ohne Kunst ist. Getragen vom mechanistisch-positivistischen Denken habe

man der Kunst abgesagt oder höchstens ihre Fassade stehen lassen. Wo aber die Kunst weicht, wird die Welt häßlich, dringt das Zerstörende ein. Dieser Welt ohne Kunst stehe eine andere gegenüber, die die Kunst zur Ersatzreligion macht. Uns Heutigen werde große Geduld abgefordert. Es gilt, den Zustand der Geister klar zu sehen und zu erkennen, aus welchen Irrungen die falsch konstituierte Welt hervorgegangen ist. Eine besondere Aufgabe ist es, dem Arbeiter, der in der Welt ohne Kunst lebt, die Kunst wieder nahezubringen. Dies wird Aufgabe der Kirche sein, nachdem der Staat vollkommen versagt hat. Es müßte auch — auf den alten Fundamenten — eine neue Lehre vom Schönen entwickelt werden, um Kriterien der Unterscheidung des Wertvollen vom Wertlosen zu gewinnen und zu sagen, was jedes Kunstwerk geistig ist. Dies sei aber eine Aufgabe, die über einzelne Hochschulwochen hinausgehe und Aufgabe der künftigen Salzburger Universität sein wird. Dem Österreicher erkennt Professor *Sedlmayr* die Begabung zu, aus tiefen Prinzipien heraus konkret und lebendig über diese Dinge nachzudenken.

Ceterum censeo . . .

Ein flammender Appell zur Errichtung der Katholischen Universität Salzburg war das Schlußwort von Erzbischof Rohrer. „Ich möchte“, so sagte er, „nur einen einzigen Satz sagen, den ich jedes Jahr wiederholen will: Im übrigen möchte ich, daß die alte Universität Salzburg wieder errichtet werde.“ „Wir brauchen sie, weil das Unheil, in welchem die heutige Welt steckt, nach führenden Männern ruft, die auf allen Gebieten des Lebens Stützen der Kirche sind; und wir brauchen sie, weil die staatlichen Universitäten die innere Einheit und Geschlossenheit entbehren.“ Der Gedanke der Katholischen Universität dürfe nicht mehr zur Ruhe kommen, sondern müßte in breiteste Volkskreise hinausgetragen werden.

Theologie der Kunst

Nachdem die erste Woche das Kunstwerk als solches und die Kunst der Gegenwart im allgemeinen behandelt hatte, entwickelte die zweite Woche die theologischen Fragen und die Fragen der Kunst im kirchlichen Raum. Die Hauptvorlesungen hielten Msgr. Professor *Otto Mauer*, Wien, über „Theologie der Kunst“ und Professor *Richard Seewald*, Ascona, über „Moderne religiöse Kunst im kulturellen und privaten Raum“.

Kunst als abbildende Kunst

Nachdem Professor *Mauer* auf Grund einer genauen Exegese der Genesisberichte gezeigt hatte, daß ein Kulturauftrag Gottes an die Menschen vorliegt, in welchen auch der Auftrag der Kunst eingeschlossen ist, legte er dar, welche Aufgabe die Kunst im Rahmen der Schöpfungsordnung hat. Bei diesem Thema kam es ihm vor allem darauf an, zu zeigen, daß die Kunst Abbildcharakter hat: Der Mensch ist Abbild Gottes und schafft sich nach dem Vorbild des Schöpfers ein Abbild seiner selbst. Alle andere Kreatur ist gottgeschaffen und in gewisser Hinsicht gottähnlich; zwischen Mensch und Kosmos besteht daher eine Fülle von Entsprechungen. Der menschliche Geist ist auf die Erfassung des Objektes, des Allgemeinen wie des Konkreten angelegt; er will sich selbst und was er erkennt im Sinnenfälligen festlegen, um sich immer wie-

der an der Objektivierung entzünden zu können. Die Welt stammt aus dem Geiste Gottes; sie ist auf Antwort angelegt; sie ist wesentlich ein Werk der Liebe; infolgedessen ist das Kunstwerk mit einer Möglichkeit des Menschen, einen Liebesakt zu setzen, der sich zunächst auf die geliebte Welt richtet, aber in Transparenz hindurchstößt zum Schöpfer. Auch die Anlage des Menschen auf die Gemeinschaft hin, die soziale Repräsentation, verlangt das Bild als Abbild.

Wenn der Abbildcharakter der Kunst zerstört wird, besteht die Gefahr einer ungeheuren Entleerung der Kunst. Wo nicht nur das äußere, sondern auch das innere Objekt abgeschafft wird, hört die Kunst überhaupt auf. Bilder sind dann nur noch formalistisches Spiel. Wenn sich der Betrachter nicht mehr auf Inhalte stützen kann, um zum Künstlerischen zu kommen, ist seine Einfühlungsmöglichkeit bald erschöpft.

Andererseits wandte sich Prof. Mauer nicht gegen die abstrakte Kunst überhaupt. Er hält sie vielmehr als einen Sonderfall durchaus für möglich. Es muß freilich wenigstens ein inneres, ein seelisches Objekt vorhanden sein, das in den Medien von Farbe und Form gestaltet wird. Sogar im sakralen Raum (Glasfenster) ist abstrakte Kunst möglich.

Der menschliche Geist, so führte er weiter aus, ist imstande, die analogen Verhältnisse der Schöpfung und das Wesen der Dinge zu ergründen. Die Wesensschau in der Kunst ist keine abstrakte, reflektierte, sondern eine intuitive, die als eigenständige Leistung neben der Erkenntnisleistung der Philosophie steht. Kunst hat einen größeren Aussagereichtum und leistet die Aussage in Gleichzeitigkeit. Kunst bringt nicht nur das Was des Gegenstandes, sondern das Sein als solches, indem sie ihm den Glanz des Durchbruches zur Offenbarung verleiht. Vor allem wird jener Glanz im Kunstwerk aufgefangen, der auf der Schöpfung liegt, insofern sich das Sein und Wesen ans Licht drängt. Diese Eruption des Seins ist das tiefere Wesen der Schönheit.

Enge Beziehung zwischen Religion und Kunst

Zur Frage Religion und Kunst sagte Prof. Mauer, daß diese mehr verschwistert seien als Philosophie und Natur. Kunst hat symbolischen Charakter. Sie ist nicht selbst Realität, sondern Hinweis auf Realität. Kunst ist religiös im Innersten. Kunst lebt von der „Gnade“, vom Einfall. Kunst ist Ekstase, ist Hinaufgerissenwerden von oben her. Kunst ist eine Aussage von der Güte des Seins. Der Künstler hat eine gleichsam „religiöse Ethik“, ohne die er nicht Künstler sein kann. Er besitzt eine gewisse Gläubigkeit, auch wenn diese nicht die christliche ist. Er glaubt, daß das Sein auf Ordnung angelegt ist. Er glaubt an eine Ordnungsmacht, eine Weltintelligenz, in einer Form von Glaubensakt, die eine gewisse Analogie zum christlichen Glaubensakt hat. Der Künstler muß Demut, Hoffnung, Selbstvergessenheit, Hochgemutheit und Liebe haben.

Andererseits kann die Religion die Kunst schwer entbehren, denn die Religion drängt danach, sich zu verfleischen, sich ein Gewand zu schaffen, das selbstverständlich ein Gewand von Würde und Sakralität ist. Das Gegenständliche der Religion, der Rückgriff auf das Faktische, führt mit Notwendigkeit zum Symbol, das nur künstlerisch sein kann.

Diesen positiven Seiten der Kunst stellt Prof. Mauer auch die Gefahren der Kunst gegenüber: daß sie als Ersatz für Religion genommen wird; daß sie zur Gnostik führt, in eine falsche Ekstase versetzt und zum Titanismus verleitet, der nicht bloß ein relatives, sondern ein absolutes Schöpfertum will; daß die Kunst zu einer Revolte des Fleisches, der Materie, gegen alles Transzendente führt; und daß sie von allem Ethischen und von der Heilsfrage abwendet.

Ein weiteres, aufs sorgfältigste theologisch unterbautes Kapitel widmete Prof. Mauer dem Thema: „Christus als die Ikone des Vaters“. Vom Gedanken ausgehend, daß es Bild und Abbild nur gibt, weil Christus die Ikone des Vaters ist, bezeichnete er es als die Aufgabe der christlichen Kunst, die christliche Gestalt einer Ikone wiederzufinden.

Die Schwierigkeit eines mittleren Weges

Prof. Seewald, der Vortragende der zweiten Hauptvorlesung, hat mehrere Apsisbilder in modernen Kirchen geschaffen und ist zudem der Autor einer Anzahl Bücher über Fragen der bildenden Kunst. Es ist sein besonderes Verdienst, daß er die Hörer mit den praktischen Fragen bekannt gemacht und gleichsam unmittelbar an die „Front“ gestellt hat. Professor Seewald wandte sich leidenschaftlich gegen die Extremisten — es sei sein Anliegen, „die Mitte zu preisen“ — und war daher zunächst manchen Mißverständnissen ausgesetzt. Er wies darauf hin, daß es 150 Jahre lang keine christliche Kunst gegeben habe, da echte Kunst nichts anderes sein kann als Ausdruck der höchsten Idee einer Zeit und das Christliche in diesen 150 Jahren nicht die Idee der Zeit war. Die ersten Ansatzpunkte einer christlichen Kunst zeigten sich bei den Expressionisten, die im Rahmen der Wiederentdeckung des Religiösen auch das Christentum wieder entdeckten. Seither seien viele Zeichen da, daß das Christliche wieder die Idee der Zeit werden will. Damit ergibt sich wieder die Möglichkeit für eine legitime christliche Kunst. Der heutige Maler, so führte Prof. Seewald aus, steht zwischen Extremen: dem platten Naturalismus, der Kunst des 19. Jahrhunderts, die leugnet, daß hinter den Dingen noch etwas ist, und andererseits dem „Snobismus“, wie Prof. Seewald es nennt, der Sucht nach dem Neuen, nach der Sensation. Diese extremen Einstellungen seien auch bei den Auftraggebern der Künstler zu finden. Prof. Seewald sprach in diesem Zusammenhang von den nicht wenigen ländlichen Pfarrherren, die immer noch den süßen Christus und die Engel als niedliche Flügelpüppchen bevorzugen. Auch auf der „Ars-Sacra“-Ausstellung in Rom sei seiner Meinung nach sehr viel Kitsch zu sehen gewesen. Für noch gefährlicher aber hält es Prof. Seewald, wenn ein Pfarrer, der den besten Willen hat, mit dem Kitsch zu brechen, nur die Möglichkeit sieht, nach dem ganz Anderen zu greifen, wo das Symbol zum Zauberwort geworden ist und jeder seine eigenen Symbole erfindet. Der Weg zu einer christlichen Kunst geht „über eine neue Würdigung der Dinge“.

Fragen der Praxis

Zu den Hauptvorlesungen kam, wie in der ersten Woche, eine Reihe von Einzelvorträgen und Arbeitsgemeinschaften, die wie die Vorlesung Professor Seewalds ganz in die konkreten Fragen der heutigen christlichen Kunst vorstießen. Professor Dr. Rudolf Schwarz, Köln, einer der bedeutendsten Städteplaner Westdeutschlands und Er-

bauer vieler moderner Kirchen, behandelte die Frage: „Der moderne Kirchenbau“. (Der Mangel unserer Bauten, so sagte er, sei nicht Mangel an Religion, sondern Mangel an guter und in Fülle geleisteter Weltlichkeit; wenn das Katholische von Erde erfüllte Gläubigkeit ist, wird unser Kirchenbau wieder gelingen.) P. Dr. Urban Rapp OSB, Münsterschwarzach, sprach über „Kultbild und Mysterienbild“ (er glaube, daß die Künstler der vergangenen Jahrhunderte „kaum so wenig und so schlecht von seiten der Theologen beraten wurden wie heute“); Professor Dr. Linus Birchler, Zürich, über „Grundsätzliches und Praktisches zur Renovierung kirchlicher Bauten“.

Eine lebhafte Diskussion entspann sich im Anschluß an die Vorlesung Professor Seewalds um die Frage, ob in der Apsis nur die Darstellung Christi oder auch die der Heiligen gestattet sein soll. Professor Rapp sprach sich vom Standpunkt der liturgischen Forderungen entschieden für die Ausschließlichkeit des zentralen Christusbildes über dem Altar aus, während andere, darunter Dozent Metz, auch Heiligenbilder gelten lassen. Als die stärkere Ansicht setzte sich bezeichnenderweise die der Liturgen durch, daß über dem Altar das Zentrale des Kultes, d. i. die Person Christi, dargestellt werden solle; man konzedierte nur, daß in Unterordnung unter das zentrale Thema auch Heilige, etwa der Patron der Kirche, in Erscheinung treten können.

Zur Frage des Bildes in der Kirche sagte der Kunstkritiker Dr. Schnell, München, daß sich der häufige Verzicht auf Bilder, abgesehen von finanziellen Fragen, dadurch erkläre, daß die Malerei der Ausdruck einer Kulturepoche ist, wir aber, die wir am Anfang einer Epoche stehen, noch um den Raum ringen. Die Glasmalerei habe allerdings viele Aufträge. Dies sei ein Beweis, daß der Bildersturm schon rückläufig ist.

Das Apostolat des Geistes

Im Rahmen der weitgespannten Planung ihrer Jahrestagungen beschäftigt sich Pax Romana, die internationale Organisation der katholischen Akademiker, nacheinander mit der Sendung der Universität (Kanada 1952; vgl. Herder-Korrespondenz 7. Jhg., S. 21), dem Apostolat des Geistes, der beruflichen Mission des christlichen Intellektuellen und der Synthese dieser Aufgaben. Dem zweiten Thema galt die „Jahrestagung 1953 in Bonn“, die dort vom 7. bis 12. August stattfand, von 3000—4000 Teilnehmern aus fast 40 Ländern besucht wurde und sehr sinngemäß in eine Fahrt nach Maria Laach am 12. August ausmündete, nachdem sie mit einer bekenntnishaften Einführungsrede ihres Präsidenten, des berühmten Chemikers Sir Hugh Taylor, Princeton, über die Präsenzpflicht des katholischen Akademikers heute eröffnet worden war.

Religiöses und geistiges „Klima“ unserer Welt

Das grundlegende Referat des von der Astronomie her zur Philosophie durchgestoßenen Bonner Professors Dr. J. Meurers entwickelte in spannungsgeladener Dynamik das als Betätigungsfeld christlichen Daseins so überaus wichtige religiöse (und das ihm analogisch nicht zufällig so genau entsprechende geistige) Klima unserer heutigen Welt, deren religiöse und geistige Atmosphäre durch eine ebenso gefahrendrohende wie hoffnungsvolle Zweideutigkeit gekennzeichnet ist:

„Sie ist zugleich in weitesten Kreisen religiöser Gleichgültigkeit verfallen und verrät dennoch eine abgrundtiefe Sehnsucht nach dem lebendigen Gott.

Sie löst allzuoft Gottes ewige Gesetze um der Erfüllung von vermeintlichen Geboten der geschichtlichen Stunde und ihrer Machthaber willen auf und wird dennoch von dem Verlangen getrieben, sich auf unerschütterliche Grundlagen stützen zu können.

Sie birgt neben verzweifelten Nihilisten unzählige Beispiele heroischer Selbstverleugnung und Hingabe.

Sie verkennt schließlich die nach Gottes Ebenbild geschaffene Person des Menschen sowohl durch die kollektive Entpersönlichung der Massen wie auch durch das erbitterte (existentialistische) Geltendmachen des Individuums und strebt zugleich rechtmäßig nach einer die Menschenrechte wirklich achtenden Gesellschaft und so nach voller Entfaltung der Personhaftigkeit.“

(Dies sind die von Meurers mitredigierten ursprünglichen Punkte der Präambel zu den Resolutionen des Kongresses, die dann im definitiven Resolutionstext leider etwas allzu verkürzt ihren Platz gefunden haben.)

Die Hauptakzente des Referats lagen bei zwei Gedankengängen, die dann in Diskussion und Einzelgesprächen immer wieder debattiert wurden und darum hier nach dem an alle Teilnehmer verteilten Resümee zitiert seien. Wie der Referent bis ins einzelne ausführte, „entspringen die stärksten hemmenden Bedingungen des Klimas dem Kollektiv. Dieses ist die Gefahr unserer Tage. Es bedroht auch in der freien Welt einen jeden, auch im akademischen Raum (Mechanisierung des wissenschaftlichen Tuns, der Typ des Denk-Roboters). Wir dürfen selbst nicht der metaphysischen Lebensangst unserer Zeit verfallen, nicht dem Betrieb, nicht der unpersönlichen Organisation. Wir müssen radikal Ernst machen mit der katholischen Lebensführung... Der Beter ist der geborene Gegner des Kollektivs... nirgendwo ist der Mensch so er selbst wie im Gebet.“

Zu diesem Punkte wurde von den Vertretern der westlichen Welt eingewandt, daß doch nur die Absolutsetzung des Kollektivs, der Kollektivismus, von Übel sei, nicht dieses schon an sich, wozu der Referent bemerkte, daß gerade die deutsche Erfahrung seit 1933 seine Formulierung hervorgerufen habe; die oben zitierte Präambel brachte dann das für alle annehmbare Gleichgewicht. Ähnlich lief das Gespräch um einen zweiten Gedankengang des Referenten:

„... Der Weg zur Welt geht heute nur noch über die echte Leistung im Profanen eben dieser Welt, und nicht mehr über eine irgendwie geartete kirchliche Organisation. Das heißt, daß bezüglich der künftigen geschichtlichen Wirkung der Kirche auf die Welt die Zeit des Klerus vorbei ist und diejenige des Laien heraufzieht. Dies heißt jetzt nicht ein Laienregiment in der Kirche aufrichten... sondern es heißt, daß das Schwergewicht des geschichtlichen Handelns in den nächsten hundert Jahren bei den Laien liegen wird, einfach aus der historischen Situation heraus. Die kommende Geschichte der Kirche in ihrer Wirkung auf die Welt wird von den Laien gestaltet, oder sie wird überhaupt nicht gestaltet.“

Diese Sätze wurden auch vom Leiter der Diskussion, Professor Pompe, Utrecht, im Sinne eines Gelöbnisses laikaler Verantwortungsübernahme für das künftige Außenbild der Christenheit akzeptiert.

Aber wie steht es bisher mit dem Wahrnehmen solcher Verantwortung, mit der „Präsenz“, der wirklichen Anwesenheit der katholischen Akademiker in der modernen Welt?

Präsenz katholischen Geistes hier und heute

Das war das Thema, zu dem zu sprechen die venezianische Professorin, Frau Marisetta Paronetto-Valier, Rom, als Mitglied der italienischen Unesco-Delegation besonders berufen war, wobei ihr die aus den einzelnen Ländern eingegangenen Fragebogenantworten zu Hilfe kamen.

Bei aller Würdigung dessen, was hier im einzelnen geleistet werde und knapp resümiert wurde, befallte einen im ganzen „un sentiment d'angoisse“. Wir haben wohl bedeutende katholische Gelehrte in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft; doch fehlen oft gerade zeitoffene katholische Philosophen und Soziologen.

Die katholischen Akademiker bilden auch vielfach keine einheitliche Gruppe, die katholische Presse hat in zahlreichen Ländern kein Prestige. Die Katholiken selbst fühlen und verhalten sich oft geradezu als Angehörige einer Sekte, stehen mehr in der Verteidigung als im Angriff, drohen dem Ghetto-Geist zu verfallen.

Auf denselben Ton rückhaltloser Gewissensforschung wie das Referat waren auch die in der Aussprache dazu gegebenen Länderberichte mehrfach gestimmt — allerdings nur z. T., wie der Generalsekretär der Pax Romana, Professor Dr. R. Sugranyes de Franch, Fribourg, ausdrücklich bedauerte.

So wies etwa Abbé Berrar, der Leiter des Pariser Centre des Intellectuels Catholiques, die Versuchung entschieden zurück, die er einmal in einem Wahlplakat formuliert gefunden hatte: „Contre tout risque — votez Catholique!“ Er ergänzte Meurers' Klima-Analyse feindifferenzierend und beklagte den erschreckenden Nachwuchsmangel jener führenden katholischen Geister, die nun schon seit Jahrzehnten so gut wie „unabgelöst“ vor der Welt die Kirche repräsentieren (Caudel, Gilson, Maritain, Mauriac, um nur Überlebende zu nennen).

Ähnliches stellte für den deutschen Bereich Professor Dr. K. Thieme fest, als er die Persönlichkeiten und die Publikationsorgane nannte, durch die vor einem Vierteljahrhundert wie noch heute katholische Präsenz in die Welt ausstrahlt (als letztere vor allem: „Hochland“ und „Rhein-Mainische-Volkszeitung“ damals — bzw. „Frankfurter Hefte“ heute). Im einzelnen fand er echten Fortschritt der Präsenz im Verhältnis zu den evangelischen getrennten Brüdern (Dauer versprechend freilich nur, wenn liturgische und Bibel-Bewegung nicht erlahmen bzw. erst recht einsetzen), während er nur einen Scheinerfolg im Interesse von Gnostizisten (wie C. G. Jung und E. Jünger) an eklektisch „genossenem“ katholischem Geistesgut, einen Rückschritt in der Gestalt einer neuen Ghettoisierung und eine Gefährdung der „offenen Katholizität“ durch allzu starken Druck im Sinn einer „politischen Generallinie“ sah.

Besonders befriedigt wurde ein weiteres Wort der Gewissensprüfung aus dem Munde des nordamerikanischen Rev. Joseph N. Moody aufgenommen, der bedauerte, daß die amerikanischen Katholiken so weitgehend von ihren geistigen Wurzeln in Europa abgeschnitten seien, und der dankbar begrüßte, daß gegenüber diesem Isolationismus

durch die als Flüchtlinge vor Hitler herübergekommenen Europäer doch vielfach eine Wendung zum Besseren eingetreten sei.

Die internationale Aufgabe

Hier wurde etwas von der großen Aufgabe sichtbar, der ein eigenes Referat des Legationsrates R. Salat von der Kulturabteilung des Bonner Auswärtigen Amtes gewidmet war. Wiederum zunächst ein rückhaltloses Aussprechen dessen, was ist: „... daß in der Jugend der Sinn für internationale Verbindung und Verpflichtung im Wachsen, aber bei den erwachsenen Katholiken der enge Horizont des Kirchturms und der Hang zur Abkapselung immer noch vorherrschend, ... im großen und ganzen der christliche Einfluß im organisierten internationalen Leben erschreckend gering sei“. Darum nannte er als besonders wichtige Forderungen:

„Vorbereitung junger Kräfte auf die ‚internationale Laufbahn‘, nicht nur in geistiger und intellektueller, sondern auch in technischer, sprachlicher und vor allem psychologischer Hinsicht.“

Weiter: „Die örtliche Arbeit ist entscheidend wichtig! ... Man kann nicht immer sofort als ‚internationaler Experte‘ in ein Weltgremium berufen werden. Nur solche katholische Akademiker, die sich in den Ortsvereinigungen und Arbeitskreisen ... verdient gemacht haben, können damit rechnen, zu Delegierten der Ortsgruppe für den Nationalverband und später zu Vertretern in internationalen Gremien und Tagungen bestimmt zu werden.“

Die neue Welt der internationalen Körperschaften „ist in sich selbst eine gottgewollte Wirklichkeit, deren Eigenbedeutung allzulange verkannt wurde (gerade von Christen) und die ebenfalls in die konstruktive Aufgabe des ‚omnia instaurare in Christo‘ einbezogen werden muß“.

Welche Probleme dabei etwa schon im Sprachgebrauch auftauchen, das wurde sehr deutlich, als Professor Dr. J. Pieper, Münster, davor warnte, den Begriff des Intellektuellen als sozusagen von vornherein abgeklärt zu betrachten und nur durch das Adjektiv „katholisch“ zu ergänzen, was uns leicht in den Leerlauf führen könne; intellektuell sei im Vollsinn doch erst der kontemplative Mensch. („Der, dem die Welt zum Problem wird“, wie Ortega sagt.)

Daß nun freilich der christlich intellektuelle Laie nicht in der Kontemplation steckenbleiben darf, das rief den Tagungsteilnehmern sehr eindrucksvoll eine in Brüssel studierende junge Russin ins Gewissen, Fr. I. Posnoff, welche Pax Romana geradezu die Aufgabe stellte, die „neuralgischen Punkte“ unseres Gesellschaftslebens mit ebensoviel Energie theoretisch und praktisch, diagnostisch und therapeutisch anzugehen wie die Kommunisten; das beste Mittel, um die Jungen nicht zu gewinnen, sei ja, wenig von ihnen zu verlangen; nichts enttäusche so wie Kongresse, von denen man ohne konkreten Tätigkeitsauftrag heimkehre. (Die Sprecherin selbst präsierte einen Arbeitskreis über Fragen der Einheit des Gottesvolkes, wo selbst sehr praktische Anregungen geäußert wurden, von denen nur zu hoffen ist, daß Pax Romana sie sich rasch und nachdrücklichst zu eigen macht.)

Deutsch-französische Verwirklichung

Im Dienste der praktischen Verwirklichung stand auch in ihren Folgerungen die meisterhaft mehrsprachig vorgetragene Festrede, die der Leiter des staatspolitischen

Referats im Zentralkomitee der deutschen Katholiken, Professor Dr. Freiherr von der Heydte, Mainz, am Sonntag, dem 9. August, im großen Hörsaal der Bonner Universität hielt, insofern er hier in aller Form einen gemeinsamen deutsch-französischen Katholikentag forderte, nachdem er tief eindringende Worte über die deutsche Pflicht, das Vergangene (der Hitlerzeit) nicht zu vergessen, und die französische, es zu vergeben, gesprochen hatte. An dieser Stelle wurde eine geschichtliche Aufgabe katholischer Akademiker hier und heute proklamiert, von der man nur hoffen und beten kann, daß sie nicht verfehlt werde. An ihrer Erfüllung wird wohl schon ziemlich bald abzulesen sein, welche Früchte dieser Pax-Romana-Kongreß 1953 für die Allgemeinheit getragen hat.

Geistliche Fundierung

Für die Teilnehmerschaft wird gewiß neben vielem aus Referaten und Diskussionsvoten auch so manches gute Wort unvergeßlich bleiben, das sie jeweils vor Eröffnung oder nach Abschluß der Tagesarbeit aus geistlichem Munde hören durfte: von Erzbischof Jäger, als er den unheimlich zweideutigen Düsseldorfer Ausstellungslogan analysierte: „Alle sollen besser leben!“, von Nuntius Muench, als er die Mainzer Katholikentagsparole wieder wachrief: „Opus justitiae pax“; von Kardinal Frings, als er in formvollendeter lateinischer Rede aus Anlaß der Baufälligkeit der Bonner Elisabeth-Kirche die alte Franziskus-Vision von der zu stützenden Kirche auf die ganze stützungsbedürftige heutige Gesellschaft anwandte; von Abbé Berrar, als er ermahnte, über dem Wollen und Wirken das Leiden und Ertragen ja nicht zu vergessen; von Pater Kaelin OP schließlich, wenn er jeweils abends die Teilnehmer in die Tiefen thomistischer Spekulation über „Gemeinschaft der Heiligen und menschliches Zusammenleben“ hineinführte und so zur Komplet vorbereitete.

Daß auch Ohr und Auge — insbesondere durch die wahrhaft internationale Musik beim Empfang der nordrhein-westfälischen Regierung im Schloß Brühl und durch die Kirche von Schwarzrheindorf bei Msgr. Professor W. Neuß' Führung — reich beschenkt wurden, sei nicht verschwiegen. Was immer Görresgesellschaft und Akademikerverband als Gastgeber zu wahrhaft pfingst-festlicher Gestaltung dieser Tage tun konnten, ist geschehen. Daß ein echtes Wehen, ein Apostolat des Geistes von ihnen weiterwirke, wird man hoffen dürfen.

Pax-Romana-Treffen Das Internationale Studententreffen der **auf Burg Rothenfels** Akademikerinnen und Studentinnen unter dem Patronat der Pax Romana, das vor sechs Jahren zum erstenmal in Marienthann veranstaltet wurde und seitdem alljährlich in einem anderen Lande stattgefunden hat, ist diesmal vom 30. Juli bis 6. August nach Deutschland als Gastland zurückgekehrt. Als Tagungsort wurde Burg Rothenfels gewählt, um damit zugleich den zahlreichen Ausländerinnen — über die Hälfte der rund achtzig Teilnehmerinnen — einen Einblick in die intensive liturgische Arbeit auf Rothenfels zu geben. In Zusammenhang damit standen auch die Themen der deutschen und französischen theologischen Vorträge, auf denen traditionsgemäß der Schwerpunkt der Arbeit lag und die täglich den ganzen Vormittag ausfüllten. Stadtpfarrer *Hanssler*, Stuttgart, sprach über „Die Lehre vom Gottesdienst“, während P. *Marlé* SJ, Paris, sich als Thema ge-

wählt hatte: „La célébration de l'office divin dans la vie de l'Église“. Pfarrer *Hanssler* ging vom ursprünglichen Ort des Gottesdienstes aus, der Anbetung der Engel im Himmel, an denen die Kirche kraft ihrer Legitimation durch Jesus Christus teilnimmt, und kam zu Gestalt und Sinn des christlichen Kultes als Anamnese, als Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers, zumal in seiner Unterscheidung vom Kult des Alten Bundes, wie es als wichtigstes Anliegen der Hebräerbrief herausarbeitet. *Hanssler* wies auf die revolutionäre Lehre Jesu hin, der dem Ritualismus, der Gesetzesgerechtigkeit der Juden, die lebendige Wirklichkeit Gottes entgegenstellt, die Güte ist und darum das Heilen wie das Ährenraufen am Sabbat erlaubt. Jesu Kritik des jüdischen Kultes knüpft zwar an die Propheten an („Erbarmen will ich und nicht Opfer“, Os. 6, 6), doch gibt er dem Menschen einen ganz neuen Stand gegenüber Gott und dem Mitmenschen, z. B. in seiner Forderung, der Opfernde solle die Kulthandlung unterbrechen und sich zuvor mit seinem Bruder versöhnen, wenn dieser etwas gegen ihn hat, ebenso in seiner Gleichsetzung des Gebotes der Nächstenliebe mit dem der Gottesliebe („Das andere ist dem gleich“, Matth. 22, 39). Die mitmenschliche Bewährung der kultischen Gesinnung ist geradezu die Zentralforderung Jesu. So gipfelten *Hanssler's* Ausführungen in der Forderung nach dem personalen Vollzug des Gottesdienstes, ohne den jeder Kult nur Täuschung ist, und zugleich mit dem Hinweis auf den Zerfall der Personhaftigkeit als das Kennzeichen unserer Zeit, gegen das es kaum mehr eine Rettung zu geben scheint außer im Raum des Kultes.

Im Gegensatz dazu ging P. *Marlé* fast den umgekehrten Weg. Er wählte das personale Handeln als Ausgangspunkt und führte aus, wie ein Kultus, der von den ethischen Bemühungen und der Sorge der „Politik“ völlig losgelöst sei, zum Pharisäismus führe und letzten Endes zur gleichen sündigen Haltung gehört wie eine Ethik und „Politik“, die nicht vom Kult bekehrt sind. Um die einzigartige Bedeutung des Gottesdienstes im Verhältnis zu den anderen Lebensäußerungen der Kirche zu erläutern, gab er eine Analyse der inneren Struktur des christlichen Kultes und wies darauf hin, in welchem Sinne er wesentlich „Memorial“ ist und im Opfer kulminiert. Darüber hinaus trug seine Analyse der Gestalt, in der der Herr die Eucharistie gestiftet hat, dazu bei, die Bedeutung der Höhepunkte des Kultes näher zu bestimmen. Die beiden Referenten hatten einander nie vorher gesehen und sich über ihre Vorträge nicht verständigt. Aber für alle Hörer, nicht zuletzt für die Referenten selbst war es, wie P. *Marlé* — mühsam den treffenden deutschen Ausdruck suchend — in seinem Schlußwort sagte, „merk-würdig“, wie sie trotz des verschiedenen Weges miteinander übereinstimmten und sich im Verlauf der Tage der gleiche Kern immer klarer herauschälte, bis in ähnliche Formulierungen hinein. Und beider Ausführungen fanden überdies ihre Bestätigung in den Worten des Burgleiters, Dr. *Heinrich Kahlefelds*, München, der an einem Abend und im Gespräch des letzten Vormittags die Arbeit auf Burg Rothenfels erläuterte.

Die Nachmittage waren der Aufgabe gewidmet, den ausländischen Gästen ein Bild der heutigen deutschen Situation zu geben. Der erste Tag gehörte dem „Religiösen Gespräch zwischen den Konfessionen und Völkern“ und begann mit dem ausführlichen Referat von Frl. Dr. *Rusche* über die *Una Sancta*, in der die Möglichkeiten, aber auch

die Schwierigkeiten der Verständigung zwischen den Konfessionen dargelegt wurden. Das Thema des nächsten Tages hieß: „Die Situation der Frau in Deutschland“, wobei für den Westen Frau Dr. Josefa Fischer-Erling, Köln, für die östliche Lage Frau Maria Eichelborn, Wuppertal, sprach. Ihre Worte wurden ergänzt durch einen Bericht über die augenblickliche kirchliche Lage in der Ostzone.

Aus Süd- und Westeuropa

Pius XII. zur Vererbungslehre und zur Mikrobiologie Papst Pius XII. sprach am 8. September zu den Teilnehmern des Ersten Symposions der Vererbungsmedizin über die Beziehungen zwischen den Prinzipien und Methoden der Vererbungslehre und den Lehren der Kirche. Am 13. September empfing der Heilige Vater die Mitglieder des 6. Kongresses für Mikrobiologie. Da insbesondere die erste dieser beiden Reden eine wörtliche Wiedergabe notwendig macht, müssen wir die Veröffentlichung um einen Monat aufschieben, da das Konkordat mit Spanien für unsere Leser noch bedeutsamer zu sein scheint und der Mangel an Raum uns hinderte, beides zu veröffentlichen.

Pius XII. über die Notwendigkeit einer gesunden religiösen Bildung Am 9. September empfing der Heilige Vater die Diözesanjugendseelsorger Italiens, denen als geistlichen Assistenten der Jugend der Katholischen Aktion vor allem die Führung und Ausbildung der 200 000 Junioren und der 300 000 Aspiranten dieser Bewegung anvertraut ist.

Der Papst bezeichnete diese Schar als „die herrliche Frühlingsblüte der Jugend, die soeben aufgebrochen ist oder im Begriff steht, sich dem Leben zu öffnen“. Sie sei eine der verheißungsvollsten Kräfte bei dem Werk der Neuordnung der Welt, das nach dem Zusammenbruch einiger alter Strukturen notwendig geworden ist.

Angesichts der vielfältigen Gefahren, die die heutige Jugend bedrohen, gelte es, die Jugend in den katholischen Vereinigungen dagegen zu wappnen und darüber hinaus „für die Rettung aller Jugendlichen ins Feld zu ziehen“. Die Jugend der Katholischen Aktion, so sagte der Papst, würde einen solchen Appell mit begeistertem „Ja“ aufnehmen.

„Aber damit der Ausgang des großen Unternehmens nicht durch Zweideutigkeiten oder gefährliche Unschlüssigkeiten aufs Spiel gesetzt wird, wünschen Wir, daß die Jugendlichen der Katholischen Aktion in erster Linie ein klares Urteil haben.

Es bedarf präziser Ideen und tiefer Überzeugungen, weil diese die Begeisterung, die Widerstandskraft, die Hochherzigkeit wecken, während man wenig oder nichts mit jungen Menschen erreicht, die zerstreut, träge und oberflächlich sind. Man hüte sich vor bloßen Gedächtnisformeln, deren Sinn nicht verstanden worden ist! Deshalb betonen Wir die dringende Notwendigkeit einer genauen und vollständigen katechetischen Durchbildung, die gewiß nicht die Hilfe des Gedächtnisses und des Gemütes außer acht lassen soll, die sich aber doch auf die Vernunft stützt und zum Beispiel klar hervorhebt, daß der aufrichtige und bewußte Akt des Glaubens ein durchaus rationaler und überlegter menschlicher Akt ist. Vermittelt den jungen Menschen eine möglichst organische Schau der katholischen Lehre! Wirket dahin, daß sie in Jesus die Befrie-

digung des lebendigen Bedürfnisses ihrer Vorstellungswelt nach Fülle, Harmonie und Licht erblicken!

Dennoch macht kein Studium und keine noch so ernste Beschäftigung einen Menschen unfehlbar; um wieviel weniger die Jugendlichen, die wegen ihres Mangels an Erfahrung mehr als die Erwachsenen der Gefahr des Irrtums ausgesetzt sind. Deshalb muß sich in einem jungen Katholiken der Reichtum an klaren Ideen mit einem gelehrigen Willen verbinden. Das besagt nicht, wie einige vielleicht glauben, daß der junge Mensch schlapp, träge und unfähig zu eigenem Urteil werden müßte und damit praktisch fast unbrauchbar für die Kirche, die ihn voll von erfinderischem, unermüdlich lebendigem Geiste sehen möchte. Aber andererseits muß er einen Willen besitzen, der stark genug ist, den Willen dessen, den er über sich gesetzt sieht, in sich aufzunehmen und sich zu eigen zu machen.

Wer kann und soll denn nun über die jungen Katholiken wachen und sie stützen? Selbstverständlich der Jugendseelsorger. Wenn er das Steuer mit Festigkeit und Takt zu handhaben versteht, wird er seine Gruppe nicht davongleiten sehen, um so weniger, als ja auch die Laienführer ihrerseits sich nach geeigneter geistiger Führung sehnen und froh darüber sind. Besonders ist es notwendig, die Empfehlung auszusprechen, daß in der Pfarrei, in der Diözese und in der Hauptstelle nichts in Druck gegeben wird, was der geistliche Assistent nicht zuvor geprüft hat. Wenn die jungen Menschen klare Ideen, tiefe Überzeugungen und einen starken und gelehrigen Willen besitzen, könnt Ihr sie mit um so größerem Erfolg auf die großen Aufgaben hinweisen, die sie im Leben erwarten.“

Unter diesen Aufgaben, denen der Jugendseelsorger seine besondere Aufmerksamkeit in der Erziehung der Jugend für das Leben widmen muß, nannte der Papst namentlich das Priestertum und die Ehe, zu denen die Jugendlichen zum kleineren oder größeren Teil einmal berufen sein werden.

„Eine Aufgabe aber gibt es“, so schloß der Heilige Vater, „der alle Jugendlichen entgegenstreben müssen, welches auch immer ihre besondere Berufung ist. Die Stunde der Gegenwart ist in Wahrheit die Stunde des Evangeliums, nachdem die Systeme und Lehren, die Gott entbehren zu können meinten, gescheitert oder am Scheitern sind. Wir brauchen deshalb junge Menschen von kompromißloser Gläubigkeit, mit der Bereitschaft, auf die Mittelmäßigkeit zu verzichten und der Zweideutigkeit zu entsagen, wenn sie ihr verfallen waren; junge Menschen, die das Leben in Gott ersehnen und es in Fülle ersehnen; junge Menschen, die beim Studieren oder Arbeiten, beim Reden, Beten und Ertragen die leidenschaftliche Liebe zu Jesus und zu den Seelen der Menschen als verzehrende Flamme im Herzen tragen.“

Pius XII. über Wert und Gefahr der Statistik Papst Pius XII. empfing am 11. September die Teilnehmer des 28. Kongresses des Internationalen Instituts für Statistik und betonte in seiner Ansprache „die menschliche, soziale und sittliche Tragweite“ statistischer Untersuchungen. Ursprünglich sei die Statistik den Naturwissenschaften verbunden. „Aber“, fuhr der Papst fort, „in unseren Tagen wendet man sich mehr und mehr der Wissenschaft vom Menschen zu und besonders der Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft. Hier entzieht

sich eine große Zahl von Tatsachen wegen der Mitwirkung persönlicher und freier Ursachen der klassischen mathematischen Analyse, und sie scheint jeden Versuch rationeller und systematischer Erklärung in Frage zu stellen. Man denke beispielsweise an die Fragen der Demographie, an Bevölkerungsbewegungen, Ehen, Geburten und Todesfälle. Dennoch setzt die Entwicklung der Organisationen der Sozialfürsorge und der kulturellen Einrichtungen eine möglichst genaue Untersuchung der sozialen Gruppen, an die diese Einrichtungen sich wenden, und ihrer Lebensweise voraus.

Hier leistet die Statistik ihren Beitrag. Dank ihren besonderen Methoden, die unaufhörlich vervollkommen werden, bekommt sie die verschiedensten sozialen Tatsachen in den Blick, unterscheidet ihre Komponenten und stellt ihre jeweilige Bedeutung und gegenseitige Abhängigkeit fest. Auch für die Erforschung der Probleme des Glaubens und des religiösen Lebens habe die Statistik zunehmende Bedeutung gewonnen.

Der Papst ging dann auf das Programm des Kongresses ein und bemerkte dazu: „Der erste Teil Ihres Programmes ist dem Studium der industriellen Produktionsstatistik gewidmet. Nach den Zerstörungen des zweiten Weltkriegs und seinen wirtschaftlichen Verheerungen beschäftigt diese Frage, so kann man wohl sagen, alle Länder. Wir hoffen mit Ihnen, daß die Fortschritte Ihrer Untersuchungen gute Auswirkungen auf die Existenzbedingungen der Völker haben werden. Die Bemühungen der Unternehmer und der Arbeiter werden daraus Nutzen ziehen, ihr Anteil an der Produktion wird genauer bestimmt werden, und die einen wie die anderen werden davon Vorteile haben. Schon allein dieses Ergebnis vermittelt eine Ahnung von den sozialen Auswirkungen, die Ihre Arbeiten nach sich ziehen können.

Doch je mehr die Statistik ihren Nutzen offenbart und sich auf den verschiedensten Gebieten als notwendig erweist, zeigen sich die Schwierigkeiten ihrer zutreffenden Ausnützung und die Klippen, auf die man gerät, wenn man sie auf gut Glück gebraucht. Wie schwierig ist es schon, genau die Tatsache zu bestimmen, die den Untersuchungen zugrunde liegen soll, und die verschiedenen Faktoren festzulegen, deren ursächliche Bedeutung man ermitteln will! . . . Aber da die Bedeutung der Ergebnisse zu einem guten Teil von der Ausdehnung der Untersuchung abhängt, kommt es auf die Zusammenarbeit der Forschungsgruppen und die Einheitlichkeit ihres methodischen Vorgehens an . . .

So liegt es auf der Hand, daß die Anwendung der Statistik auf die Erforschung der wirtschaftlichen und sozialen Fragen noch etwas anderes außer der mathematischen Geschicklichkeit fordert. Sie fordert ebenso sehr die Kenntnis des Menschen, seiner geistigen Natur und seiner psychologischen Reaktionen . . .

Da der Statistiker sich bemüht, in mathematischen Größen eine Gesamtheit von Erscheinungen auszudrücken, an denen die Freiheit beteiligt ist, besteht die große Versuchung für ihn darin, diese Freiheit zu verkennen und den sozialen Tatsachen eine umfassende Notwendigkeit beizulegen, die sie durchaus nicht besitzen, die sie aber auf Grund des methodologischen Prinzips gewinnen. Auf diese wirkliche Gefahr möchten Wir Ihre Aufmerksamkeit lenken. Das ‚Gesetz der großen Zahl‘ beweist nichts gegen die Freiheit des Willens der einzelnen.

Wenn indes die Statistik eine gewisse vorläufige Kennt-

nis der menschlichen Psychologie fordert, liefert sie andererseits auch wichtige Elemente für das Studium dieser Psychologie. In ihrer Trockenheit und Blöße gewinnen die Zahlen zuweilen eine seltene Beredtheit. Sie machen Situationen erfaßbar, die selbst einem guten Beobachter entgehen können. Große menschliche Katastrophen erscheinen zuweilen in aller Deutlichkeit und im ganzen Zusammenhang ihrer traurigen Gegebenheiten, deren tatsächliche Ausmaße erst durch ihre Ausbreitung über ein ausgedehntes Territorium sichtbar werden. Und wie die Statistik durch fortgesetzte Untersuchungen gewisse Züge des sozialen Lebens verdeutlicht, enthüllt sie uns auch das Gesicht des einzelnen Menschen. Gewisse Tendenzen, die kaum im Umriss bekannt sind, leichte sittliche Abirrungen oder auch materielle und geistige Bedürfnisse zeigen sich greifbarer in einer großangelegten Enquête.“

Ganz besondere Bedeutung maß der Heilige Vater der Statistik für die Erkenntnis der internationalen Probleme und die Hilfe für die notleidenden Völker zu.

Zum Schluß sagte er: „Auf einen Punkt möchten Wir noch eingehen, weil er, so kann man sagen, Bedingung Ihrer ganzen Arbeit ist. Weil die Statistik darauf hinstrebt, möglichst genaue Empfehlungen zu geben, soweit ihre Methoden das gestatten, erwartet man von demjenigen, der sie handhabt, außer seiner beruflichen Vollkommenheit, von der Wir so nachdrücklich gesprochen haben, eine Lauterkeit und Ehrlichkeit, die über jeden Verdacht erhaben ist. Es nützt nichts, die Methoden zu vervollkommen, wenn sie schließlich nur dazu herhalten müssen, das Publikum um so wirksamer zu täuschen. Die Versuchung ist groß, wenn man eine These stützen will, die Ergebnisse in diesem oder jenem Sinne zurechtzubiegen, die Wahrheit zu verheimlichen oder sogar peinliche oder anklagende Ergebnisse für Zwecke der Gewinnsucht oder Propaganda zu fälschen. Mögen Sie sich hüten, dieser Versuchung nachzugeben und so Ihren Beruf zu erniedrigen. Mit der Liebe zur Wahrheit, die die Seele der wissenschaftlichen Arbeit ist, mögen Sie die Gewissenhaftigkeit verbinden, welche jeden Kompromiß zurückweist und — um es noch einmal zu sagen — zwischen den statistischen Gegebenheiten und den Folgerungen, die man aus ihnen zieht, sorgsam unterscheidet.“

In seinem Segenswunsch betonte der Heilige Vater zum Schluß noch einmal die große Bedeutung der Statistik für die Entwicklung der Völker.

Pius XII. über die Bedeutung des Kaufmannsstandes

In einer Audienz der Internationalen Gesellschaft der Handelsschulen sprach der Papst über die christliche Wertung des kaufmännischen Berufs. Er sagte:

„Die Beziehungen zwischen der Kirche und dem Kaufmann sind erwiesenermaßen so alt wie die Kirche selbst. Die Wege, auf denen die ersten Verkünder des Evangeliums, die Apostel, zur Eroberung der Welt auszogen und die der hl. Paulus bei seinen Reisen durchmaß, die man anhand der Apostelgeschichte so gerne nachzieht, waren nicht nur die Straßen der Legionen und der römischen Beamten, sondern auch die Straßen des Kaufmanns und des Welthandels. Und die Dinge sind so geblieben, wie sie in den Anfangszeiten der Kirche waren: im 13. Jahrhundert auf den Straßen, die das gigantische Reich des Dschingis Khan und seiner Söhne durchzogen; im 16. Jahrhundert, als Franz Xaver, der kühne Missio-

nar, mit dem wagemutigen Kaufmann auf den abenteuerlichen Seewegen Ostasiens bis zu den Küsten von Japan und den Toren von China vordrang; und in unseren Tagen noch im schwarzen Erdteil, wo der Pionier des Welthandels und der Pionier des katholischen Glaubens sich immer auf den gleichen Straßen treffen. Ihre Beweggründe mochten sehr verschieden sein. Doch der Geist der Weltweite, die Überzeugung von der Gleichheit und Einheit der Menschen sind der Kirche und dem Kaufmann gemeinsam. Die Geschichte des Handels, besonders der Märkte, liefert dafür ein wichtiges Zeugnis.

Was die Kirche in enge Beziehung zum Kaufmannsstande gebracht hat, war ihre immerwährende Sorge um den hohen sittlichen Wert dieses Berufes. Vielleicht denken Sie bei diesen Worten an die Geschichte der Gesetzgebung gegen den Wucher, und gewiß können Sie das. Wie man auch die Stellungnahme der Kirche kritisieren mag, ein Punkt darf nicht mit Schweigen übergangen werden: Es handelte sich darum, eine tatsächliche kaufmännische Aktivität sicherzustellen, die den Menschen in bestmöglicher Form materielle Güter und Dienste vermittelte. Daß dem Gewinn des Kaufmanns eine wirkliche Leistung entspreche, dieses war die Sorge der Kirche und ihrer Moralisten, und nicht, wie man zu Unrecht behauptet hat, eine irgendwie angeborene Abneigung gegen den Handel.

Ist diese Sorge nicht auch in unseren Tagen noch berechtigt? Der Beruf des Geschäftsmannes und die Achtung, die man ihm entgegenbringt, hängen sie nicht von der Tatsache ab, die Wir so formulieren möchten: er leistet einem wirklichen Kunden einen wirklichen Dienst? Einen redlichen Dienst an einem wirklichen Kunden, das heißt an einem Kunden, der wirklich Kaufkraft besitzt, die er für wirkliche Bedürfnisse einsetzt. Die Versuchungen gegenüber diesem Grundsatz der Berufsmoral sind heute besonders groß: gefälschte Kaufkraft, künstlich genährte Bedürfnisse, unübersehbare Märkte, unsichere Währungen, Unordnung in den Beziehungen zwischen Staat, Politik und Wirtschaft bewirken, daß die Anziehungskraft der ungesunden Spekulation die gesunden Grundlagen des Handels bedroht. Der ehrliche Dienst am ehrlichen Kunden leidet darunter, und der Beruf des Kaufmanns verfällt nicht zuletzt Vorurteilen; er wird in seinen sittlichen Grundlagen angegriffen und verliert die Achtung der Leute.

Möge deshalb der Gedanke an den wirklichen Dienst, der wahren Kunden zu leisten ist, Ihre Bildungsbemühungen durchdringen. Ihr Beruf verlangt heute sicherlich mehr denn je wirtschaftliche, technische, sprachliche Kenntnisse und zahlreiche Fähigkeiten: Organisationstalent, Eifer, Energie und Wagemut. Aber wichtiger noch ist die Grundforderung: eine hohe, auf sittliche Grundsätze gestützte Auffassung vom Beruf des Kaufmanns und seiner Funktion in der Volkswirtschaft. Auch die kaufmännische Ausbildung darf heute weniger denn je eine einseitig technische Lehre sein. Sie muß den Blick für die Gesamtheit der menschlichen Werte offenhalten und sich vor allem das Ziel setzen, zur Reife eines Charakters zu führen, der über sittliche Solidität verfügt.“

Herausfordernder Reichtum In Biarritz veranstalteten die Manager einiger französischer Küstenstädte, die sich als Kurorte bekanntmachen wollen, für 2000 geladene Gäste aus der Aristokratie, der Finanz-, Geschäfts- und Filmwelt einen Rokoko-Kostümball, der als die extra-

vaganteste Veranstaltung der Nachkriegszeit bezeichnet wird und dessen Arrangement rund 100000 Dollar kostete. Einen großen Teil der Kosten trug der Marq. de Cuevas. Das Fest erregte an Ort und Stelle Argernis. Die Kommunisten hatten die Wände und Mauern mit Inschriften bedeckt, auf denen zu lesen stand: „Nieder mit den Adligen“ und „Denkt an die Revolution“. Die Herausforderung, deren sich die Veranstalter und die Teilnehmer dieser Orgie schuldig gemacht haben, fand aber auch in der Presse teilweise heftige Kritik. Die Sensationsblätter berichteten freilich darüber in ihrer gewohnten Weise. Auch einige andere Zeitungen schrieben von „Förderung des Fremdenverkehrs“, von „Arbeitsbeschaffung“ und sonstigen Parolen, denen man die Rücksicht auf die Auftraggeber ansieht.

Unter den Zeitungen, die ein solches Ereignis als bedauerlich und verwerflich kennzeichnen, ist auch der „Observatore Romano“. Er widmete dem Fest am 4. September eine Glosse, worin er sagt, dergleichen sei „eine Verhöhnung, ein Attentat, eine Herausforderung gegenüber dem Eland und der Not“. Ein solches Fest gefährde die bürgerliche Ordnung durch die sittliche und materielle Unordnung, die darin zum Ausdruck komme. Es sei ein Mißbrauch von Reichtümern, von denen niemand wisse, wie sie erworben wurden. Mit seinem Heidentum fordere es auch das Christentum heraus. „Es handelt sich nicht um die ungleiche Verteilung der Güter, sondern vielmehr um die ungleiche Verteilung von Vergnügen und Leid, von Lachen und Tränen. Es handelt sich nicht um die Verschwendung von Geld, sondern um Mitgefühl und Menschlichkeit. Dieses gehört zu den Ereignissen, angesichts derer jeder Gläubige den Grund für Gottes Zorn empfindet.“

Es ist charakteristisch für die Hemmungslosigkeit der Genießer aus allen Kreisen und ihrer Presse, daß sie die Kritik an diesem Fest nicht etwa in beschämtem Schweigen hinnahmen, sondern den Kritikern den Vorwurf der Demagogie und der Aufreizung zum Klassenhaß machten. Ihre Experten für öffentliche Meinung waren also offenbar der Ansicht, daß das Publikum — wie einst im dekadenten Rom — an den Orgien der Reichen Gefallen findet, wenn es nur durch die Fenster der Wochenschau und der illustrierten Zeitungen zuschauen darf, und daß das soziale Unrecht, das auf solche Weise himmelschreiende Formen annimmt, die meisten Menschen nicht aufregt. Diese Ansicht ist nicht ganz unbegründet. Es gibt heute selbst unter den Stiefkindern des Schicksals nicht sehr viel Solidarität, jedenfalls ist sie schwächer ausgebildet als der Trieb, wenigstens in Traum und Phantasie an den Freuden der Reichen teilzuhaben. Aber man sollte nicht der Täuschung verfallen und annehmen, daß diese Träume die Neid- und Haßkomplexe sublimieren. Sie verdrängen sie nur, und es bedarf lediglich einer geschickten sozialen und politischen Demagogie, den zurückgestauten Haß gegen eine Gesellschaftsordnung, in der solche Ausschweifungen möglich sind, um so stärker zu entfachen. Wer an einflußreicher Stelle steht und sich seiner Verantwortung für das wahre Gemeinwohl bewußt ist, darf sich nicht damit abfinden, daß die persönliche Freiheit, um deretwillen wir die gegenwärtige politische Ordnung grundsätzlich bejahen, in einer Form mißbraucht wird, die den Gehalt dieser Ordnung kompromittiert. Und dies geschieht, so glauben wir, gelegentlich nicht nur in Biarritz in Frankreich.

**Chronik
der polnischen
Kirchenverfolgung**

Aus Polen wird die Freilassung eines Bischofs aus dem Gefängnis und ein Hochverratsprozeß gegen einen andern Bischof bekannt. Nach vertraulichen Informationen der Zentralstelle der Katholiken des Bistums Danzig wurde der Bischof dieser Diözese, Msgr. Karl Maria Splett, nach Verbüßung seiner achtjährigen Gefängnisstrafe aus dem Gefängnis entlassen, ohne daß man etwas über seinen nunmehrigen Aufenthalt erfahren konnte. Msgr. Splett ist Danziger Staatsangehöriger deutscher Nationalität. Er wurde 1938 Bischof der Freistaat-Diözese und als solcher nach der deutschen Besetzung Polens mit der Verwaltung des polnisch-westpreußischen Provinzialbistums Kulm betraut, wo er sich während des Krieges um die Aufrechterhaltung der Seelsorge für die einheimische Bevölkerung bemühte. Er blieb beim Kriegsende in seiner Diözese und wurde im ersten Zuge der Revanche als Kollaborateur verurteilt. Die Verwaltung der Danziger Diözese liegt in den Händen eines polnischen Kapitularvikars.

In einen Hochverratsprozeß verwickelt wurde der Bischof von Kielce, Msgr. Kaczmarek, der schon seit Jahren zu den am meisten angegriffenen Mitgliedern des polnischen Episkopates gehört. Neben ihm sind mitangeklagt die Patres Jan Danilewicz, Joseph Danbiowski und Wladyslaw Widlak sowie die Ordensschwester Waleria Niklewska. Neben staatsfeindlicher Propaganda und untergründiger Tätigkeit wird ihm insbesondere zur Last gelegt, daß sie Personen zur Flucht aus Polen verholfen haben. Nach polnischen Berichten haben sie ihre Schuld „gestanden“. Schwester Niklewska bezichtigte sich, Verbindung zur Botschaft der USA unterhalten zu haben. Das Urteil lag bei Redaktionsschluß noch nicht vor.

Während die Gewaltmaßnahmen gegen die Kirche in den Sommerwochen etwas nachgelassen haben, ist die kirchenfeindliche Propaganda unermüdlich geblieben. Sie fand an dem Seligsprechungsprozeß des 1926 in den Vereinigten Staaten verstorbenen Erzbischofs Cieplak Nahrung, der 1923 als erster katholischer Bischof in Moskau zum Tode verurteilt, dann aber nach einjähriger Gefängnishaft freigelassen und ausgewiesen wurde. Bischof Cieplak ist gebürtiger Pole. Das Organ der polnischen kommunistischen Partei griff nun die Tatsache, daß im vergangenen Jahr in der Diözese New York, wo der Verstorbene zuletzt weilte, der Informationsprozeß eingeleitet wurde, auf, um zu beweisen, daß Kardinal Spellman und Bischof Gawlina diesen „kompromittierten Apostel der Reaktion“ aus dem Grabe der Vergessenheit erhoben haben, um dadurch gewissermaßen den Kampf des Imperialismus gegen die freien Völker des Ostens zu kanonisieren. Die Zeitung bedient sich dieser Entdeckung, um gegen die gegenwärtigen Mitglieder des Episkopats, diesmal erstmalig vorzüglich gegen den Bischof von Lublin, Msgr. Kalwa, die gewohnten Anklagen der Volksfeindlichkeit zu erheben.

An der Tätigkeit des polnischen Klerus wird von seiten der Staatsbehörden als neuester Mangel beanstandet, daß die meisten Geistlichen nur rein religiöse Predigten halten und es versäumen, die Gläubigen mit „den Angelegenheiten, die für Staat und Nation von Interesse sind“, bekanntzumachen. Themen, die die polnischen Geistlichen nicht behandeln, sind z. B.: die Achtung vor der staatlichen Autorität, der Sechs-Jahres-Plan, die Produktionszahlen, die Bewegung und die Literatur der Gegenwart.

**Chronik der
tschechoslowakischen
Kirchenverfolgung**

Die sogenannte „Katholische Aktion“ des Ministers Plojhar, von der man annehmen mußte, daß sie als Kern einer schismatischen katholischen Kirche gedacht war, hat im Laufe des Sommers ihre Tätigkeit in auffallender Weise eingeschränkt. Bereits angesagte Tagungen und Kundgebungen in Leitmeritz und Brünn wurden ohne Angabe von Gründen abgesetzt. Das Personal der Büros wurde vermindert. Auch der Minister Plojhar tritt weniger hervor, und wenn er überhaupt noch spricht, befaßt er sich mit wirtschaftlichen Fragen. Der Hausarrest gegen den unbeugsamen Erzbischof von Olmütz, Msgr. Matocha, wurde aufgehoben. Für den Bischof von Brünn, Msgr. Skoupy, wurde dasselbe in Aussicht gestellt. Den Diözesen Prag, Olmütz und Leitmeritz wurden erstmalig vom staatlichen Kirchenamt Gelder aus dem nach der Vermögensenteignung der Kirche angeblich gebildeten Kirchenfonds zur freien Verwendung überwiesen.

Alles dieses ist um so bemerkenswerter, als die Prager Regierung ja bekanntlich das Modell für die Kirchenpolitik in den Satellitenstaaten geliefert hat und anscheinend von allen diesen Ländern die besten Erfolge in bezug auf die Abspaltung von Rom aufzuweisen hatte. Von den Vermutungen, welche Gründe nun plötzlich dazu geführt haben, daß man leiser tritt, behaupten sich diejenigen am hartnäckigsten, die die innenpolitischen Schwierigkeiten in diesem Lande als Ursache nennen. Die tschechische Regierung sei gegenwärtig die schwächste des Ostblocks, und die Partei verfüge dort über keinen hervorragenden Führer. Man wolle deshalb die inneren Spannungen nicht noch mit einem energischen Kirchenkampf belasten.

Man schätzt, daß es heute in Mähren etwa 3¼ Millionen bekennende Katholiken gibt, in der Slowakei etwa 3 150 000 und in Böhmen 2 900 000. In diesem Teil des Landes soll die tschechische schismatische Kirche, die sich nach dem ersten Weltkrieg von Rom trennte, seit 1920 von etwa 1 Million auf über 2 Millionen Mitglieder angewachsen sein. 1939 bekannten sich 60% der Einwohner Böhmens zum Katholizismus, heute sind es etwas mehr als 50%. Im ganzen hat also die Katholische Kirche auch in Böhmen die Hoffnungen, die die Kommunisten auf ihre vermeintliche Schwäche setzten, durchaus nicht erfüllt. Natürlich handelt es sich bei den genannten Zahlen nicht um statistisch genaue, sondern um von Sachkennern geschätzte Größen.

**Chronik
ungarischen
Kirchenverfolgung**

Kipa und NCWC News Service veröffentlichten einen längeren Bericht über die Besuche der Mutter des Kardinals Mindszenty bei ihrem Sohn. Nach diesem Bericht konnte die Mutter bisher elfmal zu ihm gelangen. Die ersten Besuche durften nur eine Viertelstunde dauern, und der Kardinal, der von einem Kriminalbeamten in Zivil und zwei bewaffneten Wärtern begleitet war, mußte stehen. Seit 1950 wurden die Bestimmungen gemildert. Seit dieser Zeit machte der Kardinal, was seine Gesundheit angeht, einen hoffnungsvolleren Eindruck auf seine Mutter. Er erzählte, die Verpflegung und die ärztliche Behandlung hätten sich gebessert. Zum letzten bisherigen Besuch, im Mai dieses Jahres, war er aus der Villa, in der er gefangengehalten wird, in das Gefängnis von Vac übergeführt worden. In allen Gesprächen mit seiner Mutter machte Kardinal Mindszenty nur einmal, ganz nebenbei, eine Bemerkung, die sich auf seine Verurteilung bezog.

Chronik der jugoslawischen Kirchenverfolgung

Die Überfälle auf katholische Bischöfe in Jugoslawien haben sich in den Wochen des Sommers in einer Weise vermehrt, daß die Unsicherheit, die in diesem Lande herrscht, und die Unfähigkeit der dortigen Polizei, die öffentliche Ordnung zu gewährleisten, dadurch in grelles Licht gerückt wird. In den Sommerwochen, während man eifrig um Fremdenverkehr warb, wurden überfallen: Bischof Pusic von Hvar, Bischof Banic von Sibenik, Bischof Francic von Spalato, Bischof Pavliscic von Senj, Bischof Celic von Banjaluka. Wenn jugoslawische Zeitungen diese Balkanzustände damit entschuldigen wollen, daß sich darin die Erhebung der Volksseele gegen die volksfeindlichen Führer der Katholiken bekunde, machen sie sich einer bewußten Irreführung der Öffentlichkeit schuldig; denn auch der orthodoxe Erzbischof von Sarajewo und der orthodoxe Bischof von Banjaluka wurden das Opfer von Überfällen. Entweder ist also die Regierung dieses Landes nicht in der Lage, das Bandenwesen zu kontrollieren, oder sie ist mit diesen Banden im geheimen Bunde.

Grazer Korrespondenten des NCWC News Service neigen zu der zweiten Annahme. Dort ist ein Bericht eingegangen, nach dem die Parteisekretariate in Kroatien Geheimanweisungen empfangen haben, spontane Mißfallkundgebungen der Bevölkerung gegen die Bischöfe zu organisieren. Es soll aber dabei nur Lärm veranstaltet und jeder ernsthafte Angriff vermieden werden, da dies „das Ansehen Jugoslawiens im Ausland schmälern könnte“. In Agram soll unter Führung des Professors Kostrenchich, eines früheren Freimaurers und Anhängers des Königs Alexander, ein besonderes Komitee für die Kampagne gegründet worden sein, das im ganzen Lande Lokalkomitees zur „Unterdrückung des verderblichen Einflusses der sogenannten katholischen Bischöfe“ ins Leben rufen wird.

Der Besuch des britischen Oppositionsführers Attlee in Jugoslawien endete mit einer Erklärung, daß er dort volle Religionsfreiheit vorgefunden habe. An mehreren Orten, die Attlee besuchte, wurden führende Katholiken während des Besuchs in Haft gehalten. „The Tablet“ fragt den britischen Staatsmann etwas ironisch, ob er es für ein Kennzeichen der Demokratie hält, wenn man Bischöfe mit faulen Eiern bewirft.

Aus Amerika

Was hat der Protestant am Katho- liken auszusetzen?

Professor Reinhold Niebuhr, New York, ist den Lesern der Herder-Korrespondenz als einer der führenden Experten der Ökumenischen Bewegung bekannt. Wenn die katholische amerikanische Zeitschrift „The Commonweal“ (8. Mai 1953) zu Beginn einer Artikelserie „Catholicism in America“ gerade ihn einlud, sich darüber zu äußern, wie der Protestant die katholische Geisteshaltung, besonders in Amerika, sieht, dann wählte sie einen Kritiker, dem man ein gewisses Verständnis für den Katholizismus nicht absprechen kann.

Für den amerikanischen Protestanten, schreibt Niebuhr, ist die Einstellung gegenüber dem Katholiken von dem Komplex überschattet, der sich in der Formel „Kirche und Demokratie“ ausdrückt. Er hält die Kirche für antidemokratisch und ihre Einheit, auf die der Katholik mit Stolz hinweist, im Grunde für ein Politicum. Das sei zwar ein Mißverständnis, jedoch mit einem Körnchen Wahrheit: die Umformung der mittelalterlichen Gesellschaft in die

moderne sei nicht von den Katholiken ausgegangen. Tatsächlich habe die Kirche sich aber der modernen Gesellschaft nicht nur angepaßt, sondern auch durch ihre soziale Mittlerschaft zur Verhütung des radikalen Zerfalls beigetragen. Sie sei in ihr ein stabilisierendes Element von vielseitiger Wirksamkeit.

Aber auch der freundliche Kritiker empfinde Schwierigkeiten bezüglich der Rolle, die die Kirche in der modernen Gesellschaft spielt. „Die Meinung der Katholiken, daß der Irrtum nicht das gleiche Recht wie die Wahrheit hat, und ihre daraus folgende Unzufriedenheit mit denjenigen demokratischen Praktikern, die Wahrheits- und Wertprobleme mittels der Abzählung der Nasen zu entscheiden scheinen, ist eine Bruchstelle zwischen der Kirche und einer demokratischen Gesellschaft. Sie kann zum Teil überbrückt werden, wenn man zwischen Fragen der Wahrheit und Sittlichkeit und zwischen Fragen der konkreten Anwendung und der technischen Details, die sich bei der Anwendung sittlicher Grundsätze ergeben, unterscheidet.“ Unter den Katholiken, meint Niebuhr, befolgt man nicht genügend die weise Erkenntnis des heiligen Thomas, daß die Anwendung von Grundsätzen um so gewagter ist, je mehr sie sich in die geschichtliche Kontingenz einläßt.

Auch wenn es tatsächlich nicht so sei, daß in der Demokratie Wahrheitsfragen durch Mehrheitsbeschlüsse entschieden werden, sei sie doch notwendig in dem Sinne relativistisch, daß sie die Möglichkeit des Irrtums eher in Kauf nimmt als die absolute Autorität, die Wahrheit zu definieren. Man sollte darum als Katholik verstehen, daß der Staat nicht gestatten kann, daß eine Wahrheitsdefinition das Mehrheitsprinzip durchbricht, und die andere Seite sollte begreifen, daß es ebensowenig Sache des Staates ist, die Kirche an der Definition religiöser Wahrheiten zu hindern.

Ein weiteres Problem geben für Niebuhr die Beziehungen zwischen den Konfessionen auf. So wie sie in Amerika beschaffen sind, nennt er sie einen Skandal für die christliche Liebe. Freilich sei das Mißtrauen vertieft durch völkische und rassische Gegensätze. Wie dem Protestanten die katholische Kirche hauptsächlich als politische Macht erscheine, sehe der Katholik in den protestantischen Denominationen nur verschiedene Grade der Auflösung der christlichen Substanz. Hier müsse man sich zur Gerechtigkeit und zum Verständnis erziehen.

In einem anderen Punkt möchte Niebuhr den Katholiken mehr Schuld geben als den Protestanten. „Dieser Punkt bezieht sich auf die Bemühung, die Maßstäbe des Naturrechts auf das Leben der Gesellschaft anzuwenden. Es liegt ein wenig Ironie in der Tatsache, daß der Begriff des Naturrechts von Katholiken als Treffpunkt zwischen ihnen und den Nicht-Katholiken angesehen wird, ja sogar zwischen Christen und Nichtchristen, während er tatsächlich eine Quelle der Spannung ist.“ Es sei eine Gefahrenquelle für die gegenseitigen Beziehungen, daß man die Protestanten des „sittlichen Relativismus“ beschuldigt, die der Ansicht sind, daß starre Naturrechtsbegriffe einen Einbruch des stoischen oder aristotelischen Rationalismus in die dynamische Ethik der Bibel darstellen. Niebuhr meint, der Mensch habe zwar eine Grundstruktur, aber sie sei so in die geschichtliche Entwicklung eingetaucht, daß sie „eine starre rationale Formel unanwendbar macht, indes es keine Situation gibt, in der das doppelte Liebesgebot nicht anwendbar wäre.“

Als Beispiel führt er die Ehescheidung an. Das biblische Gebot sei klar. „Aber wir halten es für unklug, diesen Standard einer halbheidnischen oder halbsäkularen Gesellschaft durch Gesetz aufzuzwingen, da doch tatsächlich die Erhaltung der Ehe wirkliche Gnade und nicht nur die Macht des Gesetzes erfordert.“ Er erinnert an das mosaische Gesetz und findet „die Eheverhältnisse in Ländern, die die Scheidung streng verbieten, nicht allzu eindrucksvoll“. Ähnlich sagt er von der Haltung des Staates gegenüber der Geburtenkontrolle, daß der Mißbrauch der Ehe, den sie darstellt, nur eine von den Versuchungen sei, der der Mensch wegen seiner Freiheit ausgesetzt werde.

Zuletzt spricht Niebuhr von der Frage der religiösen Erziehung und wendet sich gegen die Ansicht so vieler protestantischer Amerikaner, daß die absolute Trennung von Kirche und Staat zu den Voraussetzungen der Demokratie gehöre. Allerdings sei sie in Amerika geschichtlich eingewurzelt und angesichts der Vielzahl der Bekenntnisse wohl auch nicht zu ändern. Er tritt deshalb für einige Zugeständnisse des Staates an die konfessionellen Schulen ein, ohne das Prinzip der religionslosen Staatsschule aufheben zu wollen. Der Protestant könne allerdings die strikte katholische Weigerung, einen allgemeinen Unterricht in religiösen Grundwahrheiten zuzulassen, nicht ganz verstehen. Als praktischen Vorschlag für das Zusammenleben zwischen Katholiken und Protestanten nennt Niebuhr die Besinnung auf das christliche Liebesgebot, und er meint, daß gerade in einer säkularisierten Gesellschaft sich praktische Kompromisse zwischen unüberbrückbar verschiedenen Glaubenspositionen verwirklichen lassen.

Soziale Schichtung und Religion in USA

Eine repräsentative Enquête in den USA mit 12019 Testfällen, die von H. S. Schneider durchgeführt und in seinem Buch „Religion in 20th Century America“ beschrieben wurde, bestätigte auch für dieses Land die allgemeine Wahrheit, daß die katholische Religion verhältnismäßig mehr Gläubige aus den unteren und mittleren Schichten des Volkes zählt als der Protestantismus und das Judentum. Das ist von Wichtigkeit, wenn man die Hilfeleistungen der amerikanischen Katholiken in der Nachkriegszeit mit denen anderer Konfessionen vergleicht.

Die Enquête hat ergeben, daß 66,6% der Katholiken den unteren, 24,7% den mittleren und nur 8,7% den oberen sozialen Schichten angehören. Ähnlich liegen die Verhältnisse nur noch bei den Baptisten (68% — 24% — 8%) und den Mormonen (66,3% — 28,6% — 5,1%). Umgekehrt ist das Verhältnis bei Atheisten und Agnostikern (20% — 46,7% — 33,3%), bei der Christian Science (38,7% — 36,5% — 24,8%), den Episkopalisten (42,2% — 33,7% — 24,1%), Kongregationalisten (33,5% — 42,6% — 23,9%) und Presbyterianern (38,1% — 40% — 21,9%). Auch die Juden haben eine ähnliche soziale Struktur (46,3% — 32% — 21,8%). Die anderen Konfessionen: Methodisten, Lutheraner und kleinere protestantische Denominationen wie auch Christen ohne kirchliche Zugehörigkeit und Unentschiedene liegen in der Mitte. Um die angegebenen Prozentzahlen richtig zu würdigen, muß man berücksichtigen, daß nach dieser Enquête die Gesamtzahl der Befragten die folgende soziale Struktur hatte: 56,2% Unterschicht, 30,7% Mittelschicht, 13,1% Oberschicht.

Selbstverständlich haben alle diese Zahlen nur den Wert einer approximativen Schätzung, wenn auch die Auswahl der Personen nach wissenschaftlich soziologischen Methoden erfolgte.

Eine zweite Enquête über das Verhältnis der Amerikaner zum religiösen Glauben hat „The Catholic Digest“ veranlaßt und veröffentlicht schon seit Monaten ihre Ergebnisse. Diese Umfrage wurde über das ganze Staatsgebiet hin veranstaltet. Im Augustheft der Zeitschrift wird berichtet, daß von 104 Millionen Bürgern über 18 Jahre 100 Millionen daran glauben, daß Jesus Christus wirklich auf Erden gelebt hat. 74% halten ihn für Gott, 12% für eine religiöse Führerpersönlichkeit, wie es andere auch waren, 6% glauben, daß er ein Sohn Gottes war, und 3% sagen, sie wüßten nicht, wer er war.

Der Glaube an die Gottheit Christi nimmt verhältnismäßig mit der Schulbildung ab. An die Gottheit Christi glaubten 81—82% der Leute mit High School-Bildung, 79% derer mit dreijähriger College-Bildung, aber nur 65% der Graduierten. Dagegen hielten 27% der letzteren Klasse ihn für einen religiösen Führer gewöhnlicher Art. Die Schriftleitung des „Catholic Digest“ zieht aus ihrer Umfrage, die übrigens von einem neutralen Meinungsforschungsinstitut durchgeführt wurde und insofern objektiv ist, den Schluß, „daß die Vereinigten Staaten sicherlich eine christliche Nation sind hinsichtlich des Glaubens in so grundlegenden Fragen, wie es die geschichtliche Existenz und die Gottheit Christi sind“.

Wie man den Kinderreichtum fördern kann

Unter dem lustigen Titel „Im Halbdutzend billiger“ hat das St.-Antonius-Hospital in Oklahoma City (USA) bekanntgegeben, daß Mütter vom sechsten Kinde an in diesem Krankenhaus unentgeltliche Entbindung erhalten. Eine andere Form: Das Betriebsmännerwerk des Verlages Herder in Freiburg hat bei der Verwaltung des Ferienheims der Firma angeregt, daß den Familien mit mehreren Kindern für den Ferienaufenthalt dieser Kinder ermäßigte Sonderpreise eingeräumt werden. Das sind Möglichkeiten und Freundlichkeiten, vielleicht von nicht sehr großem materiellem, aber um so größerem psychologischen Wert, denen erfindungsreiche Geister sicherlich unzählige weitere anfügen könnten.

Die Negerfrage in den Südstaaten der USA

Wie unwürdig immer noch die Lage der Schwarzen in den Südstaaten der Vereinigten Staaten ist, darüber hat die Herder-Korrespondenz schon öfter, zuletzt ausführlich im 5. Jhg., S. 559 ff. berichtet. Auf seinem alle zwei Jahre stattfindenden Kongreß hat das „Katholische Komitee des Südens“ daher diesmal Ende April als einen der Haupttagungspunkte den Kampf gegen die Rassentrennung gesetzt. Die Tagung fand in Richmond, der Hauptstadt des Staates Virginien, statt. Die Südstaaten sind, außer Louisiana, fast ganz protestantisch; die Katholiken können hier also keinen großen Einfluß ausüben. Immerhin versuchen sie das Ihre zu tun, daß die Rassenschranken endlich beseitigt werden.

Der Bischof von Covington, Msgr. Mulloy, forderte die Katholiken zu einheitlichem Handeln auf diesem Gebiete auf. Doch betonte er, die Sorge darum, die Methode

zu vereinheitlichen, dürfe nicht zu der Illusion führen, daß die Technik hier oder sonst irgendwo die Hauptsache sei. Es gelte vielmehr, die Prinzipien der Rassen-gleichheit und -gerechtigkeit zu verbreiten, zu lehren und in die Tat umzusetzen. In jeder Diözese solle daher ein Diözesandirektor für die Rassenfrage zunächst durch geeignete Personen eine Analyse der lokalen Verhältnisse auf dem Gebiet der interrazialen Beziehungen vornehmen lassen und auf Grund dieser dann ein Aktionsprogramm entwerfen.

Man betonte ganz besonders die Notwendigkeit, nicht nur für die Schwarzen zu arbeiten, sondern vielmehr mit ihnen. Man muß ihnen dazu verhelfen, daß sie ihren sozialen Aufstieg mit eigenen Mitteln erreichen können.

Die katholischen Bischöfe des Südens haben eine gemeinsame Botschaft an den Kongreß gesandt, in der es heißt: „Ihre Kommission für Rassenfragen hat sich einen nationalen Ruf als Vorkämpfer der interrazialen Gerechtigkeit geschaffen. Wir möchten Sie dazu ermutigen. . . Die Kirche ist immer führend auf diesem Gebiet. Sie hat im ganzen Süden die Bildung von interrazialen Gruppen gefordert und gefördert. Sie hat die Maßnahmen der Rassentrennung in die daraus folgenden Ungerechtigkeiten beklagt. Es ist nicht immer leicht, diese Prinzipien in die Praxis umzusetzen. Wir danken Ihnen, daß Sie den Willen haben, den Schwierigkeiten um der Gerechtigkeit willen entgegenzutreten. Wir wünschen aufrichtig, daß der Tag kommen möge, wo das Ideal der christlichen Brüderlichkeit alle Spuren dieses Makels des Rassenhasses in unserem Süden zum Verschwinden bringen wird.“

Versuch einer Verwirklichung

Ganz besonders hat sich der Bischof von Raleigh/North Carolina, Msgr. Vincent S. Waters, für die Abschaffung der Rassenschranken zum mindesten innerhalb des Kirchenraumes eingesetzt. Die Folgen sind sehr bezeichnend. In der kleinen Stadt Newton Grove in North Carolina bestehen zwei katholische Gemeinden, eine weiße mit etwa 350 Mitgliedern, deren Kirche dem Heiligsten Erlöser geweiht ist, und eine schwarze von etwa 90 Mitgliedern, die St. Benedikt zum Kirchenpatron gewählt haben. Der Bischof ließ hier am 19. April in beiden Gemeinden einen Hirtenbrief verlesen, der die Verschmelzung beider Gemeinden zu einer verkündigte. Der erste für Weiße und Schwarze gemeinsame Gottesdienst sollte am Dreifaltigkeitssonntag, dem 31. Mai, stattfinden. Die weiße Gemeinde hat sich die ganze „Wartezeit“ über in größter Aufregung befunden und Eingaben an den Bischof gemacht, die Verordnung zurückzuziehen. Doch Bischof Waters ging nicht von seinem Vorhaben ab. Am Dreifaltigkeitssonntag fanden nun erstmals drei Sonntagsmessen für beide Gruppen gemeinsam in der Erlöserkirche statt. Alle drei zusammen sind von etwa 58 Pfarrkindern besucht worden, fast ausschließlich Schwarzen, während nur drei Weiße es über sich gebracht haben, unter den neuen Verhältnissen ihrer Sonntagspflicht zu genügen. Bei der ersten dieser Messen war der Bischof unerwartet selber erschienen. Etwa 40 Weiße versuchten, ihn in der Sakristei zu sehen; er ließ sie zu zwei und zweien vor: alle wollten bei der Rassentrennung bleiben; er sagte ihnen, Rassentrennung sei ein Produkt der Finsternis, und ihre Zeit sei vorüber. Doch auch an keinem der folgenden Sonntage erschienen mehr als 84 Gläubige zu allen Sonntagsmessen zusammen.

Am 28. Juni ließ Bischof Waters in seiner ganzen Diözese einen Hirtenbrief verlesen, in dem es heißt:

„In keiner katholischen Kirche der Diözese Raleigh darf es noch Rassentrennung geben. Die Pfarrer haben den Auftrag, diese Vorschrift auszuführen und nichts davon Abweichendes zu dulden. . . Jede Rasse hat das gleiche Recht . . ., und in der Kirche selber hat jeder das Privileg zu knien, wo er will. . . Ich weiß, daß es für diesen Virus (des Rassenhasses) ein Heilmittel gibt, und dieses Heilmittel ist euer Glaube.“

Bischof Waters gibt die Hoffnung nicht auf, daß die Christen seiner Diözese mit der Zeit verstehen werden, was er will, und daß sein Vorgehen dann eine der vielen begrenzten Schritte sein wird, von denen doch jeder nötig ist, um endlich die Rassenschranken in den Vereinigten Staaten, im Norden und im Süden, zum Verschwinden zu bringen.

Brief Monsignore Montinis an die Soziale Woche von Kanada

Die Sozialen Wochen von Kanada spielen schon seit vielen Jahren eine bedeutende Rolle im katholischen Leben dieses Landes. Der französische

Landesteil hat sie nach dem Muster der französischen Sozialen Wochen vor 30 Jahren eingeführt. Zum erstenmal in diesem Jahre hat eine parallele Tagung für den Englisch sprechenden Teil von Kanada unter dem Vorsitz des Bischofs von Antigonish, Msgr. MacDonald, vom 2. bis 9. August stattgefunden. Die Tagung des französischen Landesteils wird erst im September in Edmundston (New Brunswick) unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Montreal, Kardinal Paul Emile Léger, stattfinden. Im Auftrag des Heiligen Vaters hat Msgr. Montini ein gleichlautendes Schreiben in französischer und englischer Sprache an die Leiter der beiden Tagungen gerichtet. Beide Tagungen haben das gleiche Thema, nämlich „Die Pfarre als Grundzelle der sozialen Ordnung“. Nach einleitenden Worten fährt der Brief folgendermaßen fort:

„Gerade die Pfarre, als wirklich lebendige und aktive Zelle des Leibes Christi, ist berufen, durch ihre Treue gegenüber ihrer eigenen religiösen Aufgabe bei der Wiedergeburt der modernen Gesellschaft eine hervorragende Rolle zu spielen.“

Pfarre und überpfarrliche Probleme

Um diese Wahrheit stärker zu unterstreichen, werden die Leiter der Sozialen Wochen nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer auf gewisse Züge der sozialen Lage in Stadt und Land zu lenken, die heute mit Recht den kanadischen Episkopat beunruhigen. Wenn die Pfarre auch in erster Linie auf das Reich Gottes gerichtet ist, darf sie sich darum doch nicht gegenüber den täglichen Wirklichkeiten und Einrichtungen, die die Entwicklung der Person und des politischen Lebens bedingen, gleichgültig verhalten. Von der Notwendigkeit und Wohltätigkeit der christlichen Sozialaktion brauchen wir nicht mehr zu reden, und es ist selbstverständlich, daß die Pfarre dabei mitwirken muß. Aber beachten wir wohl, daß die Mehrzahl der großen sozialen Probleme, denen sich die Katholiken heute gegenübersehen, in ihren Gegebenheiten wie in ihren Lösungen den engen Rahmen der Pfarre bei weitem überragen; so verhält es sich unter anderem mit den Problemen, die durch die Entstehung der Großindustrie oder die Bevölkerungsverschiebungen entstanden sind. Ein Kirchturmgeist würde hier jeder nachdrücklichen Ein-

wirkung nur schaden; Antrieb und Koordination müssen normalerweise von einer höheren Stelle ausgehen. Und die Pfarre muß diese neuen Umstände für die soziale Aktion respektieren.

Die Pfarre als stabilisierender Faktor

Die Aufgabe der Pfarre ist gleichzeitig tiefer und wesentlicher. Hören wir den Heiligen Vater: ‚Die Kirche‘, so erklärte er bei einer unvergeßlichen Gelegenheit, ‚bemüht sich, den Menschen zu formen, zu bilden und in ihm das göttliche Ebenbild zu vervollkommen . . . , und in den so gebildeten Menschen bereitet die Kirche der menschlichen Gesellschaft ein Fundament, auf dem sie in Sicherheit beruhen kann‘; dank ihrer ‚trägt sie zum Zusammenhang und Gleichgewicht all der vielfältigen und mannigfachen Elemente des sozialen Gebäudes bei‘ (Ansprache vor dem Konsistorium am 20. 2. 1946, AAS 38, S. 143 f.). An dieser Stelle ist die Pfarre unersetzlich. Ist jene Zelle der Kirche, die dem Menschen am nächsten und die am geeignetsten ist, sein persönliches Leben, sein Familienleben und Gemeinschaftsleben zu formen, nicht eben darum auch am unerläßlichsten für die Gesellschaft? Tatsächlich hat diese soziale Funktion der Pfarre in mehr als einer Hinsicht Anspruch auf die Dankbarkeit der staatlichen Ordnung. Eure Eminenz mögen mir gestatten, einiges davon aufzuzählen:

Eine Stütze des sozialen Aufbaus ist die Pfarre schon durch ihre Stabilität. ‚Der Mensch, wie Gott ihn will und die Kirche ihn umfaßt, wird sich niemals im Raum und in der Zeit fest verwurzelt fühlen ohne festen Grund und Boden und ohne Überlieferung‘ (ebd. S. 147). Nun ist die Pfarre die Kirche, wie sie auf jedem Boden mit seinen jeweiligen beständigen Einrichtungen und den Schätzen seiner Erfahrung eingepflanzt ist: um den Kirchturm herum folgen sich die Generationen ohne Bruch; die Ehen, die vor dem Altar ihre Verbindung besiegelt haben, finden dort immer wieder das Prinzip ihres Zusammenhaltes und ihrer Kraft, während in der katholischen Schule ihre Kinder die Erziehung erhalten, die zugleich mit dem übernatürlichen Glauben auch die altüberlieferten Tugenden der kanadischen Familien fortsetzt. Durch das Amt des Priesters, der inmitten seines Volkes wohnt, dringt die Kirche in das innerste Herz des Menschen; sie erreicht ihn inmitten der Seinen, in der konkreten und historischen Wirklichkeit, die man nicht aus dem Auge verlieren darf, ohne die normale Ordnung der menschlichen Gemeinschaft zu stören. Wenn man die Gefahren der Landflucht kennt, wenn man die schrecklichen seelischen und moralischen Folgen der Bevölkerungsverschiebungen gesehen hat, wie sollte man da nicht die unschätzbare Wohltat einer starken und beständigen Pfarre für die Gesellschaft schätzen lernen!

Die Pfarre als Erzieherin zum guten Zusammenleben

Mehr noch, die Pfarre ist Erzieherin zum sozialen Leben durch ihre menschlichen Dimensionen, die dem Gemeinschaftsleben erlauben, sein Ziel, nämlich die Vereinigung der Menschen untereinander, durch das Band der Freundschaft zu erreichen. In dieser großen Familie, deren Vater der Priester ist, in der keiner dem andern fremd ist, wo Schmerz und Freude eines jeden soweit wie möglich Schmerz und Freude aller sind, entdeckt der Christ die täglichen Anforderungen der Nächstenliebe; er erkennt die ganze Bedeutung der Ermahnung des heiligen Johan-

nes: ‚Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie sollte der Gott lieben, den er nicht sieht‘ (1 Joh. 4, 20). Die einige und lebendige Pfarre wird dann der vorzügliche Boden der kostbaren Tugenden, die die menschlichen Beziehungen beselen sollen; sie ist das bevorzugte Betätigungsfeld karitativer und sozialer Initiativen, die die unvermeidlichen Grenzen der offiziellen Organisationen ergänzen (vgl. Weihnachtsbotschaft 1952, AAS 35, S. 46). Und mit dem Heiligen Vater ‚sehen Wir in Gedanken die Armen, die kein Brot haben, die Kranken, die keine Medikamente haben oder denen der Trost eines guten christlichen Wortes fehlt, die vom Leben Entmutigten. . . Wir denken an die Waisenkinder, an die alten Leute, an die trauernden Witwen. Wir denken endlich an die, denen nichts von den irdischen Dingen mangelt, aber deren Seele tot ist und in deren Haus daher das schrecklichste Elend herrscht‘ (Ansprache an eine umbrische Pfarre, 4. 6. 1953).

Ist in unserer tragisch gespaltenen Gesellschaft die Pfarre nicht außerdem eine Schule des Friedens und der sozialen Gerechtigkeit, sie, die alle Gläubigen ohne Unterschied einlädt, sich um ihren Altar zu sammeln? Gebildete und Ungebildete, Arme und Reiche, Arbeitgeber und Arbeitnehmer versammeln sich dort auf dem Boden christlicher Gleichheit; ‚es gibt nicht mehr Griechen oder Juden . . . , Sklaven oder Freie; es gibt nur noch Christus, der alles in allem ist‘ (Kol. 3, 11). Gegenüber dieser gemeinsamen hervorragenden Würde sind die legitimen sozialen Unterschiede von zweitrangiger Bedeutung; ohne sie zu verkennen, ja selbst sie bis in die kulturellen und Apostolatsgruppen respektierend, überbrückt doch die Pfarre alle, indem sie für alle offensteht, allen erreichbar ist, ja alle freudig aufnimmt. Ihr Geist ist der des Friedens Christi, zu dem wir berufen sind, um alle einen einzigen Leib zu bilden (vgl. Kol. 3, 15). Aber es ist auch ein Geist der Gerechtigkeit, der den schamlosen Gegensatz von Luxus und Elend unter den Gliedern der Pfarrgemeinschaft nicht duldet, wie auch nicht die Heuchelei einer Bruderschaft in der Kirche, die sich nicht in der Arbeit dadurch fortsetzt, daß sie brüderliche soziale Beziehungen schafft. Fordert im übrigen der Altar, um den sich die heiligsten Bande knüpfen, nicht jeden auf, der ihm naht, sich hinsichtlich seiner Gerechtigkeitspflichten gegenüber seinen Brüdern zu prüfen? (Vgl. Matth. 5, 23.)

Die Pfarre als Trägerin des öffentlichen Gebets

Soziale Zelle ist die Pfarre endlich, weil sie der Mittelpunkt des öffentlichen Gebetes ist. Inmitten der Unruhe der Massen und der Zerstretheit der Geister, in einer durch irdische Sorgen ausgetrockneten Atmosphäre ist die Pfarrkirche, wo das Volk sich versammelt, um Gott zu preisen und seine Gnade durch Jesus Christus anzuflehen, für die ganze Gesellschaft eine Arche des Heiles. Am Fuße des Opferaltars, um die Kanzel der Wahrheit herum nimmt die Sonntagsruhe ihre volle Bedeutung an: Pause in der Arbeit, Entspannung des Leibes und des Geistes, ja, ohne Zweifel; und man kann die Pfarrinitiativen nicht genug loben, die besonders der Jugend die Befriedigung ihrer gerechten Ansprüche auf Kultur und Unterhaltung erfüllen will; aber vor allem ist der Sonntag der der Verehrung geweihte Tag, und zwar in der gemeinschaftlichen und sozialen Form, die wir Ihm schulden. Für Leo XIII., so sagte kürzlich der Heilige Vater, indem er an *Rerum Novarum* erinnerte, ist die Heiligung der Sonntage und Feiertage ‚ein Zeichen, das offenbart, ob

und wie weit der gesunde Mensch und die echte Harmonie des Fortschritts der menschlichen Gesellschaft noch bestehen. . . Technik, Wirtschaft und Gesellschaft offenbaren ihr Maß an moralischer Gesundheit durch die Art und Weise, wie sie die Heiligung des Sonntags fördern oder durchkreuzen' (Ansprache vom 14. 5. 1953, AAS 35, S. 407).“

Zum Schluß begrüßt Msgr. Montini noch speziell die kanadischen Pfarren und übermittelt den Segen des Heiligen Vaters für die Tagung der Sozialen Wochen.

Aus dem Nahen und Fernen Osten

Ende des portugiesischen Kirchenpatronates in Indien

Portugal besaß auf Grund von Verträgen mit dem Heiligen Stuhl seit dem 16. Jahrhundert das kirchliche Patronat über gewisse Gebiete in Indien. Nachdem dieses Patronat schon verschiedentlich eingeschränkt worden war, bestand es nur noch in den Gebieten von Belgaum, Karwar, Sawantwadi und Ratnagiri, also in gewissen Teilen der Provinz Bombay, die an die portugiesische Erzdiözese Goa grenzen. Nun wird es auch in diesen letzten Gebieten aufgehoben, so daß ganz Indien kirchlich zu indischen Diözesen gehören wird. Das Patronat bestand u. a. darin, daß die Bischöfe in Goa, Cochin, Mylapore, Bombay, Mengalore, Qulon und Trichinopolis nur mit Zustimmung des Präsidenten von Portugal ernannt werden durften und daß für die Diözesen Goa, Cochin und Mylapore portugiesische Staatsangehörige präsentiert werden mußten. Auf Veranlassung der indischen Regierung gab Portugal durch ein Abkommen mit dem Heiligen Stuhl im Jahre 1950 die Rechte mit Ausnahme derer an den Grenzgebieten von Goa auf und sagte zu, auch die Einschränkung der Diözese Goa auf das portugiesische Kolonialgebiet in Erwägung zu ziehen. Nunmehr ist auch darüber eine Einigung erzielt worden. Der Heilige Stuhl hat durch die Nachgiebigkeit der portugiesischen Regierung die Möglichkeit erhalten, die kirchlichen Territorien entsprechend den seelsorglichen Bedürfnissen umzugliedern und einem Prestigewunsch der Inder Rechnung zu tragen, dessen bereitwillige Erfüllung einen weiteren Beweis dafür liefert, daß die Kirche durch ihre Missionsmethode die nationale Entwicklung der einstigen Kolonialländer nicht hemmen möchte und daß ihr viel daran liegt, das Christentum auch in diesen Nationen völkisch einzuwurzeln.

Aus den Missionen

Die Gewinnung der Auslandschinesen für das Christentum. Missionsgebetsintention für Oktober 1953

Die weitgehende Lahmlegung der Missionsarbeit in China, dem größten Missionsfeld der Kirche, hat mehrere tausend Missionare frei gemacht. Diese Männer und Frauen sind irgendwie spezialisiert und müßten irgendwie ihrer Arbeit erhalten bleiben. Die Kirche wird nicht auf die Missionierung des größten Volkes der Welt verzichten, wenn auch ein Neubeginn der Arbeit in China besonders für die westlichen Missionare ein viel stärkeres Eindringen in chinesische Sprache und Kultur bedeuten wird, als es viele Glaubensboten bisher für nötig fanden. Die Einsenkung der Kirche in den chinesischen Kulturboden ist noch sehr unvollkommen, wie dies namhafte Vertreter der China-mission mit aller Offenheit festgestellt haben. Jetzt ist

die Zeit, um diese schwierige Aufgabe, die an dem bisher über China ausgebreiteten lateinisch-europäischen Kulturgewand der Kirche rüttelt, vorzubereiten. Daß Rom zu weitgehendem Entgegenkommen bereit ist, zeigt die noch immer wenig bekannte Tatsache, daß ohne Antrag der Bischöfe Chinas die Propagandakongregation im Jahre 1949 gestattete, die chinesische Gelehrtensprache (das Mandarin) bei der heiligen Messe mit Ausnahme des Kanons, der in der lateinischen Sprache zu beten ist, zu benutzen. Der Erlaß ist noch nicht öffentlich bekanntgegeben worden, offensichtlich weil die Verfolgungszeit ungünstig für die Durchführung der Maßnahme ist. Ein Minutant der Propaganda, Msgr. Paventi, hat zuerst auf einem spanischen Missionskongreß und dann in seinem zweibändigen Werk „La Chiesa Missionaria“ (Rom, 1949, I Bd., S. 388) davon Mitteilung gemacht. Für eine Reihe von großen Vorhaben: Bibelübersetzung, Neugestaltung der Glaubensverkündigung, Auseinandersetzung mit dem Kommunismus chinesischer Prägung, Studium der chinesischen Kultur usw. müssen die gebildeten Arbeitsstäbe zusammenbleiben bzw. neu zusammengestellt werden. Die Sinologie, einst die bewunderte Domäne der alten Jesuitenmissionare, ist ganz den Händen der heutigen China-missionare entglitten, weil die ausländischen Missionare durchweg nur ein oberflächliches Sprachstudium trieben und nicht zum Quellgrund der Sprache, der chinesischen Geisteskultur vordrangen. (Hermann Köster SVD. Zeitschrift für Miss.-Wiss. und Rel.-Wiss. Nr. 3, 1953, S. 199.) Ein kleiner Teil der vertriebenen Chinamissionare muß also für eine Arbeit festgelegt bleiben, ohne deren Fortführung an einen verheißungsvollen Neubeginn in China nicht zu denken ist.

Ungeeigneter Einsatz von freigewordenen Kräften

Was geschieht nun mit den übrigen? Die Alten und Kranken scheiden meist für einen späteren Neueinsatz in China aus. Aber was sollen die anderen tun? Ihre Berufung galt den Chinesen. Leider bestand bis vor kurzem bei den meisten Ordensgeneralaten die Neigung, diese Missionare irgendwo in der Welt anzusetzen, wo man Kräfte brauchte, obwohl so ihre Erfahrungen für die Chinamission verlorengingen. Nur eine kleine Zahl wurde bisher bei Chinesengruppen im Ausland angesetzt. P. Hermann Köster SVD schreibt zu dieser Methode in der obengenannten Zeitschrift (S. 198): „Leider versuchen manche Ordensobere, im gewohnten Geleise einer mechanischen Verwaltungsroutine handelnd, ihre freigewordenen Chinamissionare unterschiedslos irgendwie ‚unterzubringen‘. Dadurch mögen sie vielleicht ‚sich helfen‘, sicher aber nicht der Chinamission, für die der Orden ja nach wie vor verantwortlich bleibt. Noch auch helfen sie dem Chinamissionar; denn er kommt nicht zu dem vertieften Sprachstudium, das nun heute einmal für China gefordert ist. Diejenigen Missionare, die das vertiefte Sprachstudium in der Vergangenheit nicht wollten oder erfahrungsgemäß zeigten, daß sie es nicht leisten können, sollte man lieber für die Heimat oder ein leichteres Missionsfeld umbestimmen als ‚vorläufig unterbringen‘. Falls ferner der Chinamissionar in seiner Gastmission voll beschäftigt ist, vergißt er auch noch, was er in Jahren mühsam erlernte. Der nur ‚untergebrachte‘ Missionar kann aber nicht die fremde Sprache seines neuen Arbeitsfeldes dazulernen und wird, da er seine Kräfte nicht entfalten kann, nicht recht ‚heimisch‘, so daß man

sich bei diesem unterschiedslosen Unterbringen notwendig fragt: Cui bono?“ — Das Problem des klugen Einsatzes während der Verfolgungszeit in China betrifft auch eine erhebliche Zahl chinesischer Priester und Ordensfrauen, die zur Zeit außerhalb Chinas weilen und nicht zurückkönnen (250 Priester, dazu 300 Seminaristen, die in den nächsten Jahren außerhalb Chinas ihre Studien vollenden). Wenn man diese jetzt in wachsendem Maße in Seelsorgestellen der westlichen Welt, vor allem in den neuartigen Seelsorgsformen des Umweltapostolats oder an katholischen soziologischen Forschungsstellen einsetzt, so hat das für die Vorbereitung ihrer eigenen späteren Apostolatsarbeit einen hohen Sinn. Dieser Gesichtspunkt ist bei der Kommentierung des Einsatzes eines chinesischen Priesters als Kooperator in Bramberg im Pinzgau von unserer Presse gar nicht gewürdigt worden. Wohl hat sie — und die Sensationspresse beteiligte sich dabei in bemerkenswerter Weise — bei dieser Gelegenheit mit pathetischem Gruseln die These von „Europa Missionsland“ abgewandelt. Im übrigen stößt der Einsatz chinesischer Missionskräfte in manchen Ländern der westlichen und auch der östlichen Welt jetzt auf Schwierigkeiten politischer Natur sowohl bei Staaten, die sich der Einwanderung von Chinesen durch Sperrgesetze erwehren, als auch bei Staaten, die von diesen Kräften eine Stärkung des Einflusses ihrer chinesischen Minderheiten im Staatsleben befürchten. Die Visen werden vielfach gar nicht oder nur auf kurze Zeit gegeben. Die Schwierigkeiten sind aber nicht unüberwindlich. Man braucht nur eine Zentralstelle, die diese Aufgaben übernimmt.

Die chinesische Auslandsdiaspora

Auf der Suche nach Einsatzmöglichkeiten für China-missionare hat man seit Beginn der Verfolgung den Blick auf die bedeutende und einflußreiche Gruppe der Auslandschinesen gerichtet, die über 60 Länder der Erde verteilt sind. Es ist selbstverständlich, daß ein Teil der Kräfte nach Hongkong und Macao sowie Formosa ging, wo Flüchtlingsnot, Missionierungsaussichten und seelsorgliche Notwendigkeiten ihren Einsatz erheischten. Sind doch Hunderttausende von Chinesen, darunter viele Katholiken, vor der Verfolgung nach dort geflüchtet. Wir scheiden diese Gebiete, die kulturell zu China gehören, aus unserer Betrachtung aus. Es bleiben dann immer noch Millionen von Auslandschinesen übrig. Ihre genaue zahlenmäßige Bestimmung ist schwierig, weil ein Teil dieser Chinesen durch Rassenmischehen in das Leben der Gastländer aufging, ein Teil auch bei aller Betonung und Pflege der eigenen Kultur sich der Nationalität nach als Angehörige der neuen Heimat bezeichnet (so in Indonesien). Dazu kommt, daß die Regierungen mancher westlicher und östlicher Länder aus politischen Gründen die Zahl ihrer chinesischen Staatsangehörigen nur ungenau angeben. Kenner der Verhältnisse sind aber der Auffassung, daß man auf 11 1/2 bis 12 1/2 Millionen Auslandschinesen kommt, wenn man nur jene zählt, die sich noch heute zur chinesischen Rasse und Kultur bekennen. Eine grundlegende Arbeit zur Erfassung dieser Chinesen leistete jüngst Dr. Victor Purcell in seinem Buche „The Chinese in South East Asia“ (Oxford, University Press) wenigstens für den weitaus größten Teil der chinesischen Diaspora. Die neuesten Statistiken über die gesamtchinesische Diaspora verdanken wir der Overseas Chinese Affairs Commission auf Formosa sowie einem australischen

Priester der Missionsgesellschaft vom Hl. Kolumban, P. Lyons, der sich in der Materie spezialisierte.

Die Verteilung der Auslandschinesen

Nach P. Lyons leben zur Zeit 350 000 Chinesen in Amerika, 67 000 in Ozeanien, 30 000 in Afrika und vielleicht 20 000 in Europa, der Rest oder besser gesagt die überwältigende Mehrheit lebt in Südostasien. Für Deutschland gibt es leider zur Zeit keine Statistik, weder von staatlicher noch von kirchlicher Seite. Die meisten Europa-Chinesen leben in Rußland und Frankreich. Die Vereinigten Staaten zählen wohl 200 000, Kanada 50 000, Mittelamerika 75 000, Südamerika 25 000. Das asiatische Land mit den meisten Auslandschinesen ist Siam (3,5 Millionen), die dort als eine sehr bedrohliche Macht empfunden werden, dann folgen die Malaienstaaten (2,1 Millionen), Indonesien (2,1 Millionen), Indochina (1,5 Millionen bei sprunghafter Verstärkung der Gruppe in den letzten 10 Jahren), Singapore (811 000), Burma (325 000), die Philippinen (260 000), Britisch-Borneo (251 000) usw. in absteigender Stärke.

In den westlichen Ländern (vor allem in USA und Europa) bilden das für die weltanschauliche Entwicklung Chinas wichtigste Kontingent die Studenten. Aus den Kreisen dieser Studenten kamen die meisten Führer der kommunistischen Revolution. Der größte Teil dieser Studierenden kapselte sich bald von der westlichen Umgebung ab, in die sie nicht eindringen konnten, weil man ihnen nicht genügend entgegenkam. So lernten sie auch die katholische Kirche nur äußerlich oder überhaupt nicht oder nur im Hohlspiegel kennen. Die katholischen Bemühungen um sie waren kurze Zeit in Frankreich und Belgien zwischen den Weltkriegen beachtlich (Aktion des P. Lebbe CM), heute sind sie gering. Die einzigen, die sich bis heute systematisch und auch mit westlichen Agenten und Aktionsgruppen um diese Studenten bemühen, sind die Kommunisten.

Politische, soziale, wirtschaftliche Lage der Auslandschinesen

Die Chinesen sind in den meisten westlichen Ländern eigentlich nur geduldet. Ihre Einwanderung ist noch immer fast überall durch Einwanderungsgesetze gehemmt. Wo sie Fuß faßten, mußten sie lange Zeit einheimische Frauen heiraten, weil China bis 1912 die Auswanderung von Frauen verbot, eine Praxis, die die westlichen Einwanderungsländer dann in ihrer Art weiterbetrieben, indem sie lange chinesischen Frauen die Einwanderung versagten. Nach Mittel- und Südamerika sind ein paar hunderttausend Chinesen im vorigen Jahrhundert in eine regelrechte Sklaverei geführt worden. Das alles, verbunden mit rassistischen Widerständen, hat auf das seelische Verhalten der chinesischen Einwanderer gegenüber dem Westen tiefe und nachhaltige Eindrücke ausgeübt. Die Chinesen sind sehr fleißig, genügsam und besonders im wirtschaftlichen Leben sehr tüchtig, ein Grund mehr, sie als lästige Konkurrenz vom Arbeitsmarkt fernzuhalten. Sie haben sich ihren Gastländern gut angepaßt, wenigstens die ältere Generation, während die jüngere noch stark ihr kulturelles Eigensein pflegt und zu seiner Erhaltung große Opfer bringt. Gewöhnlich nehmen die Chinesen bald die Sprache des Gastlandes an. Die Auslandschinesen sind in westlichen Ländern meist in bestimmten Berufen tätig (Gastwirte, Unternehmer von Wäschereien,

Matrosen); im Osten haben sie vielfach die Leitung des Wirtschaftslebens an sich gerissen, gewaltige Reichtümer und eine große Macht erworben. Dem Mutterland, dem sie seelisch verbunden blieben und in dem zu sterben für viele lebenslanger Wunsch ist, brachten sie stets die meisten fremden Devisen ein. Die kommunistische Regierung bemüht sich besonders in Südostasien intensiv um diese Chinesen, wenn auch nicht überall mit durchschlagendem Erfolg. Viele Chinesen sehen in dem geeinten China ein Element jetziger und künftiger Größe der Nation. In ihrer klugen Anpassungsfähigkeit wollen es vielfach auch die reichen Auslandschinesen in Südostasien nicht mit der kommunistischen Regierung verderben, da sie mit einer Überflutung all dieser Gebiete durch den Kommunismus unter chinesischer Führung rechnen oder wenigstens die Möglichkeit ins Auge fassen.

Die katholischen Bemühungen um die Auslandschinesen

Abgesehen von den Studenten, wo die westlichen Christen durch ihr missionarisches Versagen ein folgenschweres Versäumnis zu beklagen haben, darf man sagen, daß sich die Diözesen der Welt wohl um die Auslandschinesen bemühten, wenn auch vielfach mit unzulänglichen Mitteln. Es fehlte oft an Priestern, die die chinesische Kultur kannten, oft auch (so im priesterarmen Südamerika) überhaupt an Priestern. Priesternachwuchs wurde selten unter ihnen gewonnen, da die Eltern die Arbeitskraft ihrer Söhne für sich behalten wollten bzw. vor allem bei ihrer weltanschaulichen Hochwertung der Familie und ihrer Mehrung in der Großfamilie dem Zölibat kein Verständnis entgegenbrachten. Dagegen gelang es vielfach, Chinesinnen für den Ordensberuf zu gewinnen. Wo man sich ernstlich mit verstehender Liebe und in Hilfsbereitschaft den Chinesen näherte, hat man Christengemeinden von hervorragender Qualität gründen können. Das Chinesenapostolat ist also sehr aussichtsreich, zumal die Auslandschinesen weithin, besonders wo sie in Berührung mit der westlichen Zivilisation stehen, den Zusammenbruch ihrer alten Zivilisation fühlen und nach neuen Ufern Ausschau halten.

Systematisches Apostolat

Es fehlte aber bisher ein systematisches Apostolat, dessen Bedürfnisse von einer Zentralstelle studiert werden, die dann eine kluge Verteilung der Kräfte und der Mittel vornehmen kann. Jetzt, wo so viele Chinamissionare frei wurden, scheint die Stunde gekommen, dieser Aufgabe näher zu treten. Die Arbeit ist schwierig, da die politischen, sozialen, kulturellen Bedingungen der Auslandschinesen in der ganzen Welt so überaus verschieden sind. Die Protestanten haben aber mit freigewordenen Kräften dies Apostolat schon angepackt. Sollten die Katholiken es nicht können?

Für Südostasien, wo über 11 Millionen der Auslandschinesen leben, ist nun ein entscheidender Schritt zur Systematisierung des Apostolats geschehen. Der 54jährige Bischof von Ninghia in der Mongolei, Msgr. Karl van Melckebeke, bot sich nach seiner Vertreibung dem erstaunt horchenden Heiligen Vater für diese Aufgabe an. Er fühle sich noch jung genug, um für den Rest seines Lebens die Bürde auf sich zu nehmen. Am 5. Mai 1953 erfolgte seine Ernennung zum Apostolischen Visitator für Südostasien. Seine Aufgabe ist die Organisation der Seelsorge unter den dortigen Auslandschinesen.

Schwierigkeiten

Man darf sich nun nicht der Illusion hingeben, daß auch nur der größere Teil der in China freigewordenen Missionskräfte hier angesetzt werden kann. Wegen Alters und Krankheit scheiden, wie schon gesagt, viele aus. Mancher alte Missionar, der in Europa nur einen „Ruheposten“ zu bekleiden vermöchte, würde wegen seiner Kenntnis des Chinesentums in der chinesischen Auslandsdiaspora noch wertvolle Arbeit leisten können. Die schon von den Oberen auf andere Missionsfelder gesandten Kräfte wird man kaum zurückrufen, zumal wenn sie ein neues geschlossenes Missionsfeld übernahmen. Manche Ordensobere scheuen sich auch, ihre Kräfte einzeln in Gebieten fremder Kongregationen einzusetzen bzw. die Missionare zu weit zu zerstreuen. Schließlich müssen die Kosten für die Einrichtung von Schulen, Krankenhäusern usw. aufgebracht werden, ohne die eine Auslandschinesen-Mission wenig fruchtbar ist. Und was wird, wenn plötzlich die Tore der Chinamission sich wieder auftun und die dafür benötigten früheren Missionare in der neuen Arbeit gebunden sind? Auf jeden Fall kann das Apostolat unter den Auslandschinesen nur langsam und unter dauernden Überlegungen in Angriff genommen werden.

Eine nicht geringe Schwierigkeit bietet auch die Sprache. Ein Teil der Auslandschinesen hat sich weitgehend der Kultur und Sprache des Gastlandes assimiliert, jedoch natürlich noch nicht die jüngst Eingewanderten. Vielfach pflegen die Chinesen im Ausland ihre Muttersprache (meist die Mandarinsprache) in eigenen Schulen, selbst in der zweiten und dritten Generation, anderswo nicht. Dazu kommt, daß die meisten Missionare im Norden und in Mittelchina frei wurden, die überwältigende Mehrheit der Auslandschinesen aber aus Südchina stammt. Diese Ausgewanderten sprechen die südchinesischen Dialekte, die die meisten Missionare nicht kennen. Und wenn ein Missionar einen bestimmten südchinesischen Dialekt kennt, ist noch lange nicht sicher, ob seine neuen Schutzbefohlenen gerade diesen Dialekt sprechen. Verläßt der Missionar sich aber auf die Möglichkeit, in einer der großen westlichen Sprachen, die die Chinesen gelernt haben, im Ausland Seelsorge ausüben zu können, so muß sehr darauf geachtet werden, welche der westlichen Sprachen in dem Bezirk gesprochen wird und ob der Missionar gerade diese beherrscht. Ein Glaubensbote, der Englisch spricht, kennt oft das Portugiesische nicht. Und wer betreut die Chinesen, die etwa Indonesisch als neue Umgangssprache annehmen? Selbst wenn sich der Missionar zutraut, noch eine westliche Sprache zu lernen bzw. sich auf Grund seiner Vertrautheit mit dem Aufbau der chinesischen Sprache einen neuen Dialekt aneignet, braucht das Apostolat, um fruchtbar zu werden, einen Anlauf von mehr oder weniger langer Zeit. Auch hier zeigt sich die Notwendigkeit reifer Überlegung und Planung durch eine zentrale Leitstelle, die jetzt geschaffen ist. Schließlich muß jeder neue Missionar bei den Auslandschinesen sich in die oft komplizierte politische Lage der betreffenden Gruppe einleben, um nicht Schwierigkeiten mit dem Volk und der Landesregierung zu bekommen.

Überall, wo Priester und Schwestern, chinesische und ausländische, nach der Vertreibung in chinesischen Auslandskolonien einreisten, wurden sie mit warmem Interesse empfangen. Jeder aus China kommende weiße Missionar wird, weil er im Mutterlande mit dem chinesischen Volke viele Jahre lebte, wie ein Landsmann begrüßt. Insofern

bereitet dies Apostolat keine Schwierigkeiten. Missionspolitisch gesehen wird es aber nicht die Aufgabe der Missionare sein, die Isolierung dieser Volksgruppen im bürgerlichen und kirchlichen Leben zu fördern, sondern ihnen zum Anschluß an das bürgerliche und kirchliche (Pfarr)Leben in der neuen Heimat zu verhelfen.

Abschiedsbrief eines chinesischen Priesters an seine Gemeinde

„La Croix“ veröffentlichte am 1. September 1953 den nachstehenden Abschiedsbrief eines chinesischen Pfarrers an seine Gemeinde. Nachdem P. Ts'a vor zwei Jahren die Seelsorge in Zikawei übernommen hatte, sprach er jeden Tag bei der hl. Messe in einer kurzen, herzlichen Predigt zu seinen Gläubigen. Am 21. Juni d. J. entnahm er aus Anzeichen, daß er verhaftet werden würde, und schrieb den Brief als letzte seiner Predigten an seine Pfarrkinder nieder. Am 7. Juli wurde er nach der Abendandacht festgenommen. Am folgenden Tage verlas sein Vikar der ergriffenen Gemeinde das Abschiedswort des Pfarrers. Es lautet:

„Liebe Christen, der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Wenn ich es tatsächlich für euch hingeben könnte, wie groß würde meine Freude sein!

Betet für mich, bittet Gott, daß er mir die Kraft gibt, ohne Zögern mein Leben zu opfern!

Alle Predigten, die ich euch bisher gehalten habe, entsprechen meiner Überzeugung und meinem Willen. Sie sind das Ergebnis meiner eigenen inneren Bewegung und niemals von irgend jemandem, und besonders nicht von denen veranlaßt worden, die man Imperialisten nennt. Was ich euch gesagt habe: ich bereue es nicht und ich verleugne es nicht. Wenn ich es jemals verleugnete, wäre nicht ich es, der das täte, sondern ein anderer in mir oder ein anderer, der sich meines Namens bediente.

Ich will leben und sterben in Christus. Wenn ich euch wie auch immer beleidigt habe, verzeiht es mir vor Gott. Für euch will ich leiden und Buße tun, vor allem aber für die, die euch hassen, meine Brüder und Schwestern. Ich hoffe, sie werden bald in unsere Herde eintreten.

Auf Wiedersehen, meine Brüder und Schwestern. Ich trete jetzt den Beweis an. Wer ihn ertragen kann, der ist ein guter Hirte für euch. Wer es nicht kann, der ist es nicht. Ich hoffe, ich werde immer euer wahrer Hirte sein und ihr, ihr werdet meine Schafe sein.

21. Juni 1953.

Xaver (T'sa), „der euch lieb hat.“

Ökumenische Nachrichten

Deutscher Evangelischer Kirchentag in Hamburg

Dr. Reinhold von Thadden-Trieglav nannte vor dem Beginn des 5. und bisher größten Kirchentages der EKD die stolze und bedeutende Reihe dieser aufgeweckten und aufrüttelnden Versammlungen evangelischer Gemeinden „einen ganz kleinen Anfang“, aber doch eine große Welle der Erneuerung, einen Ausdruck der Sehnsucht evangelischer Laien nach einer lebendigeren Gestaltung ihres so gespaltenen Kirchenwesens und nach einer kräftigeren Hilfe ihrer so widersprüchlichen Theologie. Diese nüchterne Beurteilung eines Werkes der Menschenführung, dessen erster Diener von Thadden ist, trifft besser die Wirklichkeit als manche enthusiastische Reportage evangeli-

scher Wochenschriften, die von „Gottunmittelbarkeit“ und „religiöser Volksbewegung“ nach dem Muster des 14. und 15. Jahrhunderts schrieben. „Werft euer Vertrauen nicht weg“, lautete diesmal die Parole, und ganz Hamburg geriet in den Rythmus eines Volkes Gottes, das vom Evangelium die Lösung seiner Existenzfragen erwartet und das zu einem Drittel aus Jugend bestand! Die Laien fragen mit erstaunlicher Entschlossenheit nicht so sehr nach religiös-intellektueller Aufklärung; sie wollen wissen, wie sie heute als Christen leben sollen, und zwar inmitten ihrer so unchristlichen Welt. „Wie werden wir eine betende Kirche“, war das Hauptthema einer Arbeitsgruppe neben vielen anderen praktischen Sorgen des Gemeindelebens. Die Politik trat diesmal bewußt in den Hintergrund.

Die Botschaft

Die Botschaft des Kirchentages zeugt abermals von dem Hauptanliegen, der „Einheit der evangelischen Christenheit in Deutschland“. Sie hatte auch auf dem Kirchentage durch die Anwesenheit der Bischöfe, Präsidens und Kirchenpräsidenten „Zerreißproben“ zu bestehen, „die einem fast den Atem nahmen“. (Deutsches Pfarrerberblatt Nr. 18 vom 15. Sept. 1953.) „Wir sind mit sehr verschiedenen Befürchtungen und Hoffnungen hierher gekommen; trotzdem haben wir eine gemeinsame Grundlage für unsere Entscheidungen gefunden. Was uns zusammenführte, war die Erkenntnis: Wir haben einen Herren, der unser Hirte ist, und einen Feind. Den Herrn miteinander zu loben, wurde uns wichtiger, als einander den Feind zu beschreiben.

Wir haben erkannt: Christen leben ihren Glauben in der Welt; Gott stärkt dabei die Müden und Verzagten. Eltern und Kinder gehören zusammen. Sie bleiben aufeinander angewiesen. Gott will es so. Eltern sind auch mitverantwortlich für das, was in Schule und Berufsausbildung an ihren Kindern geschieht.

Unser Zusammenleben im Volk wird vergiftet, wenn wir nicht anerkennen, daß Jesus Christus für alle Menschen gestorben ist. Darum dürfen wir den anderen nicht als Vertreter fremder Interessen oder als Hörigen einer feindlichen Ideologie abtun. Wir haben den Weg zu ihm zu suchen in der Liebe Christi, ohne dabei die Wahrheit zu unterschlagen. Das gilt auch für unser Verhältnis zu anderen Völkern.

Gott will nicht, daß wir mit dem Gelde machen, was wir wollen. Das Eigentum verpflichtet immer zum Dienst am Nächsten. Im Betrieb sollen Christen für die Schwachen einstehen und für Gerechtigkeit eintreten. Gott hat uns Acker und Hof, Dorf und Heimat nicht gegeben, damit unser Herz den Gütern ver falle. Unsere heimatlosen Nächsten haben Anspruch auf unser Opfer, und nicht weniger alle, die nicht wohnen, sondern hausen . . .“

Man darf auch diesmal keinen bestimmten lehrhaften Niederschlag des Kirchentages suchen. Sein Schwergewicht liegt darin, daß die evangelischen Massen, vor allem die Tausende von Besuchern aus der Ostzone, sich als „Gemeinde unter dem Wort“ erleben und von diesen Höhepunkten ihres Kirchenjahres die Kraft zum Christsein im Alltag empfangen. Ganz allmählich erst wird, falls auch eine klare theologische Führung hinzukommt, eine innere Umwandlung der EKD daraus hervorgehen können, wie es sich die Veranstalter wohl denken. Vielleicht gehört auch dazu, daß in einer lutherischen Kirche ein reformierter Pastor gemeinsam mit seinem lutherischen Amtsbruder